

Vergißeinnicht 1912

12 (1912)

Vergißmichnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Bruckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Geseget von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

30. Jahrgang.
Nr. 12.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.
Ueberzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postfach-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
Dezember 1912.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abbonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Die beiden schwarzen Schulkinder Gertrud Ernestine u. Paulina Brigitta
grüßen von Südafrika aus ihre europäischen Paten in Ugenfeld.

Das neue Missionskloster.

Schon leuchtet weit die traute Klosterstätte
Mit ihren roten Ziegeln übers Land,
Und fleißige Hände fügen um die Wette
Noch immer Stein auf Stein im Heidesand.

Rings in der Heide bärtige Männer schaffen,
Gebräunt von afrikan'scher Sonnenglut,
Dem dürrn Heideboden zu entrafen
Tagein, tagaus der Felder reiches Gut.

Glückauf, ihr heldenmutigen Missionare,
In Freud und Leid um Christi Kreuz geschart;
Ihr bleibt getreu dem kühnen deutschen Aare,
Glückauf, ihr Pioniere deutscher Art!

Schon grasen bunte Kühe auf der Weide,
Und wagt im Feld der grünen Saaten Pracht,
Wo noch vor kurzer Zeit nur öde Heide,
Und sonntags der goldne Ginstler lacht'.

Bald werden auch in weiten Klosterhallen
Sich deutsche Knaben ernster Arbeit weih'n,
Um auf den Dornenpfaden einst zu wallen
Des Missionars und Gottes Wort zu streu'n.

Fritz Flinterhoff.

Die Missionsversammlung auf dem Aachener Katholikentage.

Rede des Hochwürdigsten Herrn Bischofs F. X. Geyer
aus Chartum über die Missionsfrage auf dem dies-
jährigen Katholikentage zu Aachen.

(Schluß.)

Bedeutend schwieriger gestaltet sich der Gang des Missionswerkes dort, wo der Islam seine düsteren Schatten auf das Heidentum geworfen, wie dies in einem großen Teil Afrikas der Fall ist. Nördlich vom zehnten nördlichen Breitengrad ist er schon längst die herrschende Religion. Von Norden nach Süden und von Osten nach Westen dringt er stetig vor. Mit seinem Monotheismus und seinem Kultursinn imponiert er den heidnischen Wilden. Er verlangt wenig, verspricht viel, und seine Sendlinge drücken auch noch ein Auge zu in bezug auf die Zahl der vom Koran erlaubten gesetzmäßigen Frauen, den Fastenmonat Ramadan und das Verbot geistiger Getränke. Eine Gebetschnur um den Hals, ein Gehege um sein Gehöft, kennzeichnen den mohammedaniserten Heiden, dessen ganze Kenntnis der Sprache des Korans sich auf mechanisches Hersagen eines Teiles der Fatha beschränkt. Trotz dieser Oberflächlichkeit ist er für das Christentum fast unzugänglich geworden.

Eine andere und nicht geringe Schwierigkeit sind die religiöse Gleichgültigkeit und Kälte sowie sittliche Minderwertigkeit mancher europäischen Landsleute. Gott und dem christlichen Europa sei es geklagt.

Aber wenden wir uns ab von dieser Schattenseite und hin zu den Segnungen abendländischer, christlicher Kultur im Heidenland! Die Kolonialpolitik der christlichen Mächte ist in der Hand der göttlichen Vorsehung ein wichtiger und wirksamer Faktor zur Ausbreitung des Christentums. Die bisherigen Erfolge der Missionare in unseren Schutzgebieten sind glänzende. Sie erklären sich aus der großen Anzahl deutscher Missionare, welche die in der Heimat erstandenen Missionsanstalten aussenden konnten, aus der regen Teilnahme des Volkes an diesen uns von der Vorsehung zugewiesenen Gebieten und aus der Tatsache, daß Behörden und Missionare einer und derselben Nation angehören. Dieser letztere Faktor ist von weittragendster Bedeutung. Gemeinsame Nationalität der Kolonialregierung und der Missionare ist sicher das Ideal einer Mission.

Aber wir dürfen uns nicht auf unsere Kolonialgebiete beschränken. Die Katholizität ist eine so wesent-

liche Eigenschaft unserer Kirche, daß sie ohne dieselbe aufhören müßte, die wahre Kirche zu sein. Der Auftrag Christi gilt

für alle Welt und für alle Völker, und immer muß uns die große Weltmission vor-schweben. Gott sei Dank, überall in der weiten Welt, in Brasilien, in Japan, in China und Mesopotamien, in Südafrika, und in Ägypten, in Korea und Indien, in Chile, in portugiesischen und englischen Kolonien, in der Südsee und in Mittafrika wirken deutsche Missionare, Brüder und Schwestern.

Mein Vikariat umfaßt dem Großteil nach englische Gebiete im Sudan und im englischen Protektorat von Uganda, sowie am Tschadsee und am letzteren auch ein Stück deutsches Gebiet. Unter den nichtdeutschen Kolonialgebieten sind die englischen diejenigen, in denen sich die katholischen Missionen am wohlsten befinden. Bluts- und Charakterverwandtschaft erleichtern uns den Verkehr mit Engländern. Man hat gleich das Gefühl, es mit einem Vetter zu tun zu haben. Sie gewähren den Missionen größtmögliche Freiheit. Da England nur wenige katholische Missionen stellt, ist die katholische Mission in englischen Gebieten auf fremde Glaubensboten angewiesen. Daher wäre es zu wünschen, daß viele deutsche Missionare dort hinkämen. Politische und wirtschaftliche Gründe kommen hier mit in Frage. Nichts kann dem Weltfrieden und der Christianisierung der heidnischen Welt förderlicher sein, als ein aufrichtiges und brüderliches Zusammengehen dieser beiden germanischen Völker. Wer den Frieden zwischen beiden fördert, wird zum Apostel des Weltfriedens und der christlichen Weltmission. (Erneuter, lebhafter Beifall.) Was sind 12 500 Missionare, 5000 Brüder und 20 000 Schwestern für fast eine Milliarde Heiden? Es ist also noch Arbeit für Tausende von Glaubensboten vorhanden. Es kommen noch andere Gründe hinzu. Ich nenne den

kulturellen Gährungsprozeß bei den nichtchristlichen Kulturvölkern in Japan, China, Korea, Siam, Indien, Persien, Türkei, wo man teils in der Annahme der westlichen Kultur, teils in der nationalen Absonderung, teils in der Wiederbelebung des Schintoismus, Konfuzionismus, Buddhismus, Hinduismus und Islam die Zukunft sucht. Außerdem gibt es Positionen von strategischer Wichtigkeit, wo die Zukunft des Katholizismus entschieden wird und rasches Handeln der katholischen Missionen notwendig ist. So in Japan, wo ein hochbegabtes Volk in Gefahr steht, seinen Fortschrittsdurst an den Lagunen entchristlichter

Inhalts-Verzeichnis, „Vergißmeinnicht“ 1912.

I. Gedichte.	Seite	Seite	Seite
Vergißmeinnicht	2	Mariazell: King führe den Pflug	71
Die geweihte Kerze	27	Glücklich bestandenes Examen	210
Das Haus zu Nazareth	50	St. Michael: Die Erbarmungen des Herrn 12	58. 110. 162. 209
Leidenschule	74	Erste hl. Kommunion	104
Ostermorgen	94	Muß es dem Vater sagen	112
Nur ein Bettler	98	Aus dem schwarzen Heidentum	130
In Maria	118	Unsere Station und ihre Filialen	250
Der Himmel	122	Schuleinweihung	273
St. Aloysius	142	Oetting: Weihnachtsfest	103
Das schönste Gedicht	146	Außenstation mit Schule	202
Wie wär' es doch so schön	166	Die Herzen himmelwärts	230
Vater und Sohn	170	St. Paul: Förderung des Missionsberufes	3
Der schwarze Schnitter	188	Das große Liebeswerk	5
Blümlein auf der Heide	194	Meine Wanderungen	54
Das Kreuz	214	Ein Jahr nach der Gründung	146
Der Rosenkranz	218	Erste Einkleidung	248
Echte Liebe, echter Wein	236	Maria-Ratschig: Bitte um Glocken	39
Ehldigung Oesterreichs an die Eucharistie	242	Taufe	202
Das neue Missionskloster	266	Ambulante Krankenpfleg.	263
		Um Gottes Lohn	279
II. Missionsnachrichten.		Reichenau: Der Weiße Sonntag	83
Mariannhill: Gutes neues Jahr	2	25jähriges Jubiläum	138
Krankenruf nach Inganga	8	Bienenzucht	183. 206
Jubiläum des Br. Felix	32	Kreuz auf stolzer Bergeshöhe	229
Schlängen im Strohjoch	42	Triaschill: Berichte aus dem Missionsleben 14.	184. 188. 176
Regenfall in Südafrika	44	202. 204. 226. 234	
Walddanlagen in Mariannhill	58	Ein Notruf	42
Missionsausstellung in Durban	80	Altar und Kreuz	60
Gefährlicher Missionsritt	140	Meine jüngsten Reiseerlebnisse	89. 112
Dank für's ewige Licht	148	Bitte um eine Nähmaschine	114
Eisenbahnkatastrophe	152	fahrt nach Triaschill	157
Amandus-hill, Gemeinde	254	hoher Besuch	224
„St. Barbara“-Festfeier	205	herzlichen Dank	228
Billiger Straßenbau	109	Kirchen- und Kapellenbau	229
„St. Bernard“-Opferwilligkeit unserer Schwarzen	108	Besuch des apost. Präfekten	238
In der afrikanischen Sonnenhitze	130	Beim Kirchenbau	259
Ezenstochau: Auf der Aehrenlese beim Amakusastamm 7.	34. 56	Freuden und Leiden eines Missionärs	270
	82. 104. 136. 160	Ausflug nach „St. Paul“	277
Trennbesorgte Gehilfinnen	40	III. Religiöses.	
Der schönste Gruß	60	Gebet zu Joseph 23. 117. 143. 166. 188. 212. 234. 260. 284	
Das Ostküstenfever	64	Joseph, ein Retter in großer Not	47
Häusliches Glück	90	Verehere das allerh. Altarsakrament	47. 142
25 Jahre in Afrika	102. 125	Verehere den hl. Joseph	68
Heimweh	155	Gib kein Aergernis	68
Der Barthel	180. 200	Gib ein gutes Beispiel	95
Herzlichen Dank	199	Andacht zum hl. Judas Thaddäus	117
Missionsverhältnisse	202	Marien-Verehrung in Afrika	189
Magistratsbesuch	222	Die wunderbare Projektion	213
Der Heimat zu	236	Zu Ehren des hl. Antonius	185
Kirchhofblüten	253	Des Lebens Rätsel	235. 262. 285
Kaffernkinder beim Spiel	263	Gebet um gute Missionäre	286
Eiteauf: Ein Gnadentag	38	IV. Erzählungen.	
Clairvaux: Kommunionfeier 2c.	150	Von Köln nach Mariannhill	4
Emaus: Bilder aus dem Missionsleben 36. 86. 141	181	Dem Gelöbniß treu 16. 44. 66. 93. 114. 163. 184. 210. 222. 256. 280	
Hardenberg: Auch einmal	274	Anfänge des Christentums	29. 51. 74. 98. 124
Himmelberg: Neue Missionschulen	12	Dem Simmerl sei' Sünd	70
Standhaftes Kaffernmädchen	62	Rundreise in Südafrika	106. 131. 153. 178
Einführung ins Wahrsageramt	236	folgen einer Lüge	118
Sprechstunde bei einem kaffrischen Säuberer	273	Missionsreisen am Kongo	149. 173. 196. 219. 246. 268
St. Joseph: Einweihung der „Himmelsbrücke“	104	Heidentat eines Tirolers	215
Missionsverhältnisse	174. 198. 221.	Bekehrung eines Trinkers	215
Unfreiwilliges Bad	187	Der Roman eines Kindes	287
Reilands: Schulinspektor auf Besuch	15	V. Abhandlungen.	
Bekehrung auf dem Sterbebette	42	Unterstützung der kathol. Missionen	27. 50. 194. 218. 148
Krankenbesuche	62	Kindheit-Jesu-Verein	71
Besuch des Oberhäuptlings	208	Ein Blick ins volle Kaffernleben	76. 100. 171
Besuch des hochw. h. Bischofes	87	Im Bude des Lebens	78
Revelaer: Schule am Umkomast	88	Der Missionär kein Bettler	98
Osterfeier	204	Gott will es	122
Maria-Linden: 5 hl. Sakramente auf dem Sterbebette	276	Mission und Kolonialpolitik	170
Maris-Stella: Neuer Hochaltar	128	Katholische Heidenmission	187
Mariatal: Tausend Dank	53	Staatlich geprüfte Lehrerinnen	231
Dem Himmel zu	85	Bischof Geyer auf dem Katholikentag	243. 266
Mariatrost: Bau einer Missionskapelle	10	Beschlüsse des Aachener Katholikentages	246
Erste hl. Kommunion	89	Missionsvereinigung kath. Frauen und Jungfrauen	283
In friedlicher Miete	190		
Taufeierlichkeit	224		
Gerettet aus großer Not	262		
Eine starke Frau	278		

VI. Verschiedenes.

Kälte in Südafrika	16
Mittel gegen Brandwunden	19
Mancherlei Merkwürdiges	20
Bayerische Granulanten	21
Schlafkrankheit	21
Papst und Soldat	23
Wachholder-Wein	23
Druck der Pfaffen	24
Dorfschullehrer Backel	24
Clemens XI. auf dem Sterbebette	47
Lebensrettung durch einen Kanarienvogel	47
Ein verlorenes Kind	68
Ausgelachte Erfindungen	71
Kathaus in New-York	71
Wunderbare Wege der göttl. Vorsehung	94
Schlagenabenteuer	94

Seite

Deutschlands höchste Bergbahn	155
Ein braver Erstkommunikant	143
Goldkörner	143
Der Wirt ein Mitarbeiter des Seelsorgers	166
Episode aus dem Leben Pius X.	166
Heilige Mütter — heilige Kinder	190
Zur Nachahmung	190
Auto des deutschen Kronprinzen in Mariannhill	191
Bauten in Aachen	214
Baumkultur in unseren Missionen	214
Eustballon im Kampfe mit einem Kondor	239
In der Sprache der Schwarzen	239
Weihnachtswünsche	270
Pharaos sieben magere Kühe	286
Die größten Glocken der Welt	286
Ein seltener Maßharg	287

Seite

Illustrationen.

I. Personen.

Br. Eduard	9
Br. Otto (Zeichenbureau)	18
Prinzregent Luitpold von Bayern	26
Schulstab von Mariannhill	33
P. Anselm Waldmeister	49
Br. Maternus „Nahe am Ziel“	51
Krenkel des bayerischen Prinzregenten	66
P. Thomas bläst zur Katechese	104
Anna Brunnhuber	105
Br. Martin Heinlein	108
Söglinge des Aloysianums in Lohr	119
Der Barthel	181
Papst Pius X. im vatikanischen Garten	183
Ein fünfjähriger Held	189
Schw. Engelberta u. Klein-Mathildchen	205
Kardinal von Rossini	210
Missionpersonal in Rhodesia	245
Die ersten Novizen von St. Paul	249
P. Solanus und Br. Damian	255
Dr. Hauck, Erzbischof von Bamberg	259
Gertrud Ernestine u. Paulina Brigitta	265
Mutter Natalia mit schwarzen Kindern	274

Seite

Kassernweiber mit Trinkgefäßen	155
Siegenidyll	158
Im Blumengarten	169
P. Jembard mit Kassernjungen	173
Schule im freien (Schw. Avelina)	175
Christendorf in Czenstochau	177
Andachtsstunde	187
Hansel und Peterl	194
In den Drakensbergen	197
Kassern pflügen mit einheimischen Ochsen	199
Kanabenschule in Mariatal	201
Missionstation Czenstochau	203
Gegrüßet seist du, Maria	204
Heute geht's in die Schule	217
Missionsschule in Kevelaer	219
Bei der Rekreation in Lourdes	221
Interpellation eines Häupflings	223
Christliche Araale bei Mariannhill	225
Kirchenbau in Triaschill (Br. Cassian)	226
Schule in Triaschill	227
Schwester Rosa teilt Brot aus	228
Beim Frühstück	229
Fröhliche Fahrt	241
Missionstation Mariatrost	243
Missionstation M.-Telgte	244
Kassernkinder auf dem Friedhofe	253
Kassernkinder vor einer Lourdesgrotte	253
Missionsgemeinde Amandus-Hill	254
Friedhof in Mariannhill	257
Kanabenschule in Mariatal	267
Herstellung von Zementsteinen	269
Speisung armer Kinder	273
Missionstation Hardenberg	275

Seite

Eule mit einer Maus zum Horste fliegend	237
Im Löwenkäfig	261

Seite

V. Aus der Länder- und Völkerkunde.

Reichspostdampfer „Prinzessin“	6
Aloystium in Lohr	35
Aloe-Baum	37
Kathaus in New-York	69
Buchmannshöhlen in Keilands	87
Deutschlands höchste Bergbahn	93
Hauptstraße in Durban	107
Oase in Tunesien	109
Ansicht von Lohr a. M.	128
Gymnasium von Lohr	127
Interessante Steingebilde	138
Die Engelsburg	161
Eiszug über die Sambesibrücke	162
Dom von Aachen	171
Palmbaum in Mariannhill	179
Im alten Biskra	182
Maria-Heimgang in Jerusalem	184
Dattelplantage in S.-Westafrika	202
Afrikanische Eisenbahnbrücke	206
Gebel in der Wüste	209
Kathaus in Aachen	211
Schlafkrankheit-Laboratorium	251
Galawagen beim euch. Kongreß	279

VI. Moderne Technik.

Neuer Motorschlitten	67
Scherenschleifer im Auto	95
Linien Schiff Weisenburg	115
Kreuzer Hamburg	137
Holtenauer Brücke	141

VII. Statistik in Bildern.

Kaffee-Verbrauch	67
Seifen-Verbrauch	116
Die Erleuchtung	139
Gierproduktion und Verbrauch	139
Der deutsche Durst	163
Viehschlachtung in Deutschland	213

VIII. Verschiedenes.

Neujahrsgruß aus der Ferne	3
Profit Neujahr	13
Gewonnene Schlacht	17
Ein abgebrochenes, verpacktes und neu- aufgebautes Schloß	22
Verfetzter Weg	65
Obdachlos	89
Ein großer Wurf	91
Ueberraschung des Osterhäschens	92
Auf dem Heuboden brennt's	117
Beim Onkel Pferd doktor	165
Die Maus	238
fallendes Laub	247
Spinnen und Sinnen	283
Vater, geh' mit heim zur Mutter	285
Ein firmer Polizeihund	287

III. Religiöse Darstellungen.

Herr, unsere Zuflucht	41
Das Kreuz im Walde	43
Die hl. Familie	61
Christi fall' unter'm Kreuze	63
Petrus und Johannes eilen zum Grabe	88
Madonna mit dem Jesukind	111
Die selige Imelda	112
Himmelfahrt Christi	113
Jesus und die Samariterin	123
Geschenkter Hochaltar	129
St. Aloysius	142
Uebergabe der Schlüsselgewalt an den hl. Petrus	159
Mein Sohn, schenk' mir dein Herz	207
Der hl. Schutengel	233
Die Königin des hl. Rosenkranzes	255
Die Taufe Wittekinds	258
Die Geburt Christi	271
Tirolerkreuz beim eucharistischen Kongreß	277
Einkehr des hl. Nikolaus	281

IV. Aus der Tierwelt.

Südafrikanische Vogelwelt	39
Eigerjagd	45
Ein Sebra	178

Kultur zu stillen. Ähnlich in China. Auch Indien mit 315 Millionen Nichtchristlichen, die dem Islam und dem Hinduismus ausgelegt sind, benötigte viel mehr Missionen. In Zentralafrika, wo der Kriegsruf erschallt: „Hie Christus, hie Mohammed!“ wäre der erste Schritt zur Befehrung der Neger ihre Rettung vor dem Islam. In anderen Positionen dringt die katholische Mission sieghaft durch, aber sie muß zu Hochburgen des Katholizismus ausgebaut werden. So in Uganda. Wenn hier die Fortschritte der letzten zwei Jahrzehnte noch einige Jahrzehnte anhalten, so wird dieses herrliche Land ein Bollwerk gegen den Islam und zur Eroberung des afrikanischen Heidentums. (Beifall.)

Die Aufgabe ist eine so gewaltige, daß nicht eine Nation allein, sondern nur die Gesamtheit der katholischen Völker sie völlig lösen kann.

darin einig. Der Geldmangel zwingt zur Beschränkung der Unternehmungen. Unter ihm kann nur das Aller-notwendigste geschehen. Und viel Notwendiges muß Schaden leiden.

Missionare sind die Arme, Geld die Füße des Missionswerkes. Sein Herz aber ist das Gebet. Legionen von Missionaren und Milliarden von Mark sind außerstande, die Heiden zu bekehren, ohne die göttliche Gnade. Diese Gnade muß durch Gebet erlangt werden. Gebet ist auch dasjenige Mittel, das in der Macht eines jeden liegt. Wer weder seine Person, noch von seiner Habe für die Mission opfern kann, der bete für sie. Das Gebet ist ein so wichtiger Missionsfaktor, daß ihm noch bedeutend mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden sollte. Wie rührend ist es, wenn die katholische Familie am Schlusse der Gebete ein Vaterunser für die armen Seelen im Fegfeuer betet. Die ärmsten der



Knabenschule in Mariatal (Schw. Innozentia).

Am liebsten möchte ich alle katholischen Völker des Erdfreies zu dieser Aufgabe aufrufen, aber wenn nur das gesamte katholische deutsche Volk sich mit Opfermut auf die Weltmission wirft, so wäre damit schon viel geholfen. Die Ausnützung unserer Weltstellung, unseres Geldes und unserer Volksziffer für die große Weltmission, das gibt uns erst die wahre Christenberechtigung. Berechnung, Ruhe, Fleiß, Ausdauer, kosmopolitische Veranlagung und Anpassungsfähigkeit befähigen die germanischen Völker ganz besonders zum Missionsbetrieb.

Man klagt, daß die Ideale aus der Welt geflohen seien, das trifft nicht zu. Es gibt noch genug Idealisten, Knaben, Jünglinge, Jungfrauen suchen nach einem Lebenszweck. Hier ist er:

Die katholische Weltmission!

(Lebhafter Beifall.)

Nicht weniger notwendig ist Geld. Die Befehrung der Heidenwelt ist nach meiner Anschauung an erster Stelle eine Geldfrage. Alle Missionare sind

armen Seelen sind die 94 Millionen Heiden. Wie schön wäre es, wenn auch für sie noch täglich ein Vaterunser angefügt würde unter dem Motto: Für die Befehrung aller armen Heiden! (Lebhafter Beifall.)

Wir sind hier im königlichen Aachen. Sein Name hat für uns Deutsche einen hehren Klang. Zu Aachen gehört der Name Oster. Dieser bedeutet die Mobilmachung der deutschen Kinder für die Weltmission, mit solchem Erfolg, daß unsere blondköpfigen und blauäugigen Nachkommen die Siegespalme unter den Kindern des Kindheit-Jesu-Vereins errungen haben. In der Zeit der Kreuzzüge sprang die Lohe der Begeisterung aus der Männerbrust in die Kinderherzen über und riß 20 000 kleine Deutsche zum Kreuzzug hin. Warum sollte sich das Wunder nicht umgekehrt erneuern, daß aus den Millionen deutscher Kinderherzen die Flamme nach oben schlage und die Brust von Millionen deutscher Männer in Brand setze!

Ich habe die Frauen nicht erwähnt, sie und die Jungfrauen geben ja bereits das rührende Schauspiel

tätigsten Missionseifers. Im Namen ihrer heidnischen Genossinnen in Afrika muß ich ihnen die Bewunderung zollen, die sie verdienen. Mögen sich die Männer an ihnen ein Beispiel nehmen. Das was uns fehlt, ist eine wirkliche Teilnahme der Männerwelt, besonders der finanzkräftigen Kreise! (Beifall.)

Möge, wie einst vom Nachen des Großen Karl die Befehrung der Nachbarvölker ausging, vom heutigen Nachen der 59. Generalversammlung deutscher Katholiken aus die von meinem fürstlichen Vorredner angefachte Begeisterung für die katholische Weltmission nachhaltigen Widerhall in deutschen Landen finden und Segen senden in die Ebenen und die Berge, Urwälder und Steppen des Heidenlandes. Bei uns muß der Missionsgedanke sich zu einer so allgemeinen Missionsbegeisterung steigern, daß er das katholische Volk in allen seinen Schichten erfasst und zu Taten führt. Katholisches deutsches Volk! Befehre die Heidenwelt zum katholischen Glauben! (Lebh. Beifall.)

Dem hl. Vater habe ich vor kurzem auf meiner Herreise aus Afrika gesagt, daß ich hier in Nachen für die Weltmission sprechen werde. Er hat sich darüber gefreut und mich beauftragt, den hierversammelten deutschen Katholiken am Schluß meiner Worte seinen Segen zu erteilen. Die Spontanität, mit welcher er das tat, mutete mich wie ein ungezwungenes Zeichen seiner Liebe zu seinen Söhnen in Deutschland an. Erwidern wir dem hl. Vater seine Liebe, er verdient es. Als Brennpunkt der katholischen Weltmission, als unverrückbarer Mittelpunkt der Einheit unserer Kirche und als orientierender Leuchtturm in allen Fragen unserer Religion ragt er aus dem Gewoge der Menschlichkeiten und menschlichen Meinungsverschiedenheiten auf. Halten wir Herz und Sinn auf diesen von Gott gesetzten Markstein gerichtet! Und so erteile ich Ihnen den Segen des hl. Vaters! (Lebhafter, langanhaltender Beifall. Die Versammlung empfängt freudig den Segen.)

Missionsreisen im Kongoland in alter Zeit.

(Schluß.)

Später teilte ich mich mit Michaele Angelo so in die Missionsarbeit, daß immer einer von uns beiden zu den weit entfernt wohnenden Schwarzen mehrwöchentliche Exkursionen machte, während der andere zu Hause blieb und hier Schule und Gottesdienst hielt. War mein Gefährte hier, so arbeitete er zugleich fleißig im Garten, wozu er ein großes Geschick hatte. Auch hatte er sich in einer nahen Eisenhütte Spaten, Schaufeln, Äxte und andere zum Gartenbau nötige Werkzeuge machen lassen.

Einmal brachte er auch zwölf nach seiner Angabe gemachte Speere mit. Sie waren einen halben Meter lang, sehr scharf, hatten kräftige Schäfte und sollten den Negern zur Abwehr wilder Tiere dienen, denn man war nie sicher, von einer hungrigen Bestie überfallen zu werden. Einmal kam er selbst in große Gefahr, von einer Tigerin zerrissen zu werden. Er war gerade mit einer Anzahl Neger auf dem Heimweg nach der Missionsstation begriffen, als so eine wilde Bestie auf sie zugearannt kam. Die Neger kletterten schnell auf die Bäume, P. Michelangelo warf sich in ein Dornengebüsch, wo er aber trotz seines dichten Habites schrecklich verwundet und zerstoßen wurde. Immerhin entrann er so der Tigerin, während ein Neger, der keine Zeit mehr hatte, sich auf einen Baum zu flüchten und dem auch bangte, sich mit seinem nackten Leib in die spitzen Dornen zu stürzen, elendiglich von dem wilden Tiere zerrissen wurde.

Nun war die Reihe, auf's Land zu gehen, an mir. Ich tat es mit großer Freude, predigte Heiden und Christen das Evangelium und taufte viele Kinder. Im allgemeinen zeigten die Schwarzen großes Vertrauen zu mir, ich kam aber auch in Dörfer, wo die Bewohner in panischem Schrecken die Flucht ergriffen, denn sie hatten noch nie einen Kapuziner gesehen. Die meisten Hindernisse legten mir die schwarzen Zauberer und Heilkünstler in den Weg. Der König hatte zwar strenge Maßregeln gegen sie getroffen und ließ überall ihre Stätten verbrennen, dennoch aber wußten sie sich im Lande zu halten und trieben im geheimen ihr Unwesen weiter.

Eines Tages klagte Michelangelo über Unwohlsein, über große Schmerzen im Schlunde und im linken Ohr, er bekam Fieber und mußte sich niederlegen. Man denke sich meine Verlegenheit, in diesem Lande, wo es weder Ärzte noch gute Medicinen gab! Das einzige Heilmittel, das man hier in solchen Fällen anzuwenden pflegt, ist der Aderlaß. Ich ließ einen schwarzen Chirurgen rufen, der seine Kunst in Loanda gelernt hatte, und er entledigte sich seines Auftrages mit großem Geschick. Doch das Uebel wollte nicht weichen, am 15. Tage seiner Krankheit hauchte mein guter Freund Michael Angelo seine Seele aus. Keine Feder ist imstande, meinen Schmerz zu beschreiben. Es stieg in mir auch die Befürchtung auf, man sei mit dem Aderlaß zu weit gegangen, denn man hatte denselben im ganzen fünfzehnmal vorgenommen, später aber erfuhr ich von einem Arzte in Loanda, selbst dreißig Aderlässe wären nicht zu viel gewesen.

Nun wurde ich selbst krank; ich hatte das Uebel schon lange nahen sehen, denn wegen Mangel an Brot und Wein war ich in dem ungewohnten Klima immer schwächer und schwächer geworden. Zum Glück traf jetzt P. Philipp, der Superior unseres Ordens, in Bamba ein. Als ich immer kränker wurde und das Fieber zunahm, ordnete er zweimal des Tags einen Aderlaß an. Ich ließ, ohne ein Wort zu sagen, alles mit mir anfangen, muß aber, um die volle Wahrheit zu sagen, auch gestehen, daß mich dieses Verfahren, das man vierzigmal wiederholte, dem Tode nahebrachte. Der bedeutende Blutverlust hatte allerdings die Kraft des Fiebers gebrochen, allein ich wurde so matt und schwach, daß ich beichtete und die letzte Wegzehrung empfang.

Später, als sich das Uebel in die Länge zu ziehen schien, mußte Vater Superior dringender Missionsarbeiten wegen wieder fort und ich sah mich in meinem Elende auf die mangelhafte Pflege meiner schwarzen Diener angewiesen. Gott allein weiß, was ich da gelitten! Unzählige Stunden lag ich ganz verlassen da, war mutterseelenallein und war so krank und elend, daß ich mich vor Schwäche nicht einmal allein umwenden konnte.

Essen konnte ich fast gar nichts; denn alles, was mir die Schwarzen brachten, widerstand mir und reizte mich zum Erbrechen. Eines Tages, als meine Not aufs höchste gestiegen war, besuchte mich ein portugiesischer Jesuit, der auf der Reise von San Salvador nach Loanda begriffen war. Er sprach mir Trost zu und schenkte mir zwei Hühner; das brachte mich wieder etwas zu Kräften. Noch willkommener war mir eine Ziege, die mir ein schwarzes Brautpaar schenkte, das ich im Bette sitzend getraut hatte. Von jetzt an war meine tägliche Nahrung Milch und ich erfreute mich wieder eines erquickenden Schlafes.

Leider machten mir auch die Ratten viel zu schaffen. Mein Bett stand an der Wand in einer elenden Hütte aus Lehm und Fachwerk, das diesen unheimlichen Tieren zum friedlichen Stelldichein diente. Oft waren sie so zudringlich, daß sie mich nachts in die Beine bissen. Ich ließ nun das Bett in die Mitte der Zelle rücken und rechts und links auf Matten, die am Boden lagen, einen meiner schwarzen Diener schlafen. Doch das half mir wenig; die Ratten kamen dennoch, und die beiden Neger waren mir infolge ihrer starken Hautausdünstung sehr lästig. Solange ich gesund war, hatte ich das nicht sonderlich beachtet, jetzt aber war mir ihr Geruch geradezu unausstehlich.

Ich klagte meine Not dem Makolonte (Bürgermeister), der mich fleißig besuchte. Der rief lachend aus: „D, da kann man leicht helfen! Ich will dir einen

beißenden Insekt an den Füßen herauf. Die Neger reinigten mich schnell, warfen Stroh auf den Boden der vier Zellen und zündeten es an. Das half, es wimmelte zwar überall von Ameisen, stellenweise bedeckten sie den Boden einen halben Fuß hoch, allein in dem Feuer und Qualm verbrannten und erstickten doch die meisten. Allerdings wäre dabei auch fast das dürre Strohdach und damit das ganze Klosterlein abgebrannt, doch gelang es den Schwarzen, dem Feuer noch rechtzeitig Herr zu werden. Man trug mich wieder in die Zelle hinein, allein der Gestank, den die verbrannten Ameisen verbreiteten, war so groß, daß ich mir den Nffen dicht vor die Nase halten mußte.

Ein klein wenig besserte sich zwar mein Gesundheitszustand, doch von einer eigentlichen Genesung konnte unter solchen Umständen keine Rede sein. Ich beschloß



Die schwarzen Schulkinder in Czenstochau
helfen fleißig mit zur Herstellung von Zementsteinen für die dortigen Neubauten.

Nffen schenken; der vertreibt die Ratten und den bösen Geruch.“ — Wirklich brachte er mir noch am gleichen Tag einen kleinen Nffen, der seine Lagerstätte hart neben meinem Bette erhielt. Das possierliche Geschöpf leistete mir vorzügliche Dienste. Der Moschusgeruch seines Felles ließ mich die Ausdünstung der Neger kaum mehr fühlen, und zeigte sich eine Ratte, so blies es drei bis viermal dagegen und verschreckte sie schnell; außerdem kämmte mir der treue, anstellige Gefelle Bart und Haar so fein, daß ich die diesbezüglichen Dienste des Negers leicht entbehren konnte.

Eines Nachts sprang mir der Nffe plötzlich auf den Kopf. Ich glaubte anfangs, er fürchte sich vor den Ratten und suchte ihn durch Streicheln zu beruhigen, doch alsbald erhoben sich die Neger mit dem Ruf: „Heraus, Vater, heraus! die Ameisen, die Wanderrameisen sind da!“ — Da ich noch immer unfähig war, einen Schritt zu gehen, trugen sie mich samt dem Strohsack, auf dem ich lag, in den Garten hinaus. Es war die höchste Zeit, denn schon krochen mir die nagenden und

daher, mich nach Loanda tragen zu lassen, um dort ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Beim Abschiede zerslossen die Bewohner von Bamba in Tränen, denn sie hatten nun keinen Priester mehr. Ich tröstete sie mit dem Versprechen, zu ihnen zurückzukehren, sobald meine Gesundheit hergestellt wäre.

Von all dem, was ich auf dem weiten Wege ausgestanden, will ich schweigen. Ich konnte kein Wort reden, und mein Gesicht war gelb wie Safran, als ich in Bamba, dem ersten Ort, worin sich eine portugiesische Besatzung befand, ankam. Ein gutherziger Europäer nahm mich in sein Haus auf und bemühte sich, mir durch Malvasier und rohe Eier wieder einige Lebenskraft einzuflößen. Schon nach zwei Tagen war ich soweit, daß ich meine Reise nach Loanda fortsetzen konnte.

Hier mußte ich noch volle sechs Monate im Bette zubringen, bis mich endlich das Fieber verließ. Leider blieb mir der Ekel vor allen Fleischspeisen; ich mußte mich von Fischen nähren und war noch lange so schwach, daß ich nur mühsam mich in meinem Klosterchen umher-

schleppen konnte. Ein Versuch, meine Gesundheit an den Ufern des Roanza herzustellen, wo sonst sehr gesunde Luft ist, hatte auch keinen Erfolg, und so blieb meinen Obern nichts übrig, als mich zur Kur nach Europa zurückzuschicken. Ich fuhr zuerst auf einem mit Elfenbein und Sklaven befrachteten Schiff nach Brasilien, kam von dort mit einem portugiesischen Kauffahrer nach Lissabon und landete endlich auf einem englischen Schiffe in meiner italienischen Heimat, wo ich Zeit und Muße fand, meine afrikanischen Missionsreisen zu beschreiben.

Mariannhiller Weihnachtswünsche.

Weihnachten, das große, schöne Fest, dem zumal die Kinderwelt freudigen Herzens entgegenjubelt, ist nahe, und jetzt schon rühren sich viele tausend geschäftige Hände, den lieben Kleinen zum „Christkind“ eine passende Freude zu machen.

Sollen nun bei dem allgemeinen Jubel der Kinderwelt die kleinen Schwarzen Afrikas ausgeschlossen sein? O nein! Gerade ihnen, den schwarzen Neubefehrten, sollte man an diesem großen Gnadentage eine rechte Freude machen; sind sie doch die Ärmsten der Armen, die von vielen Freuden der weißen Kinder nichts wissen, und sind sie doch der Mehrzahl nach so fromm und gut und haben auch sie das gute Jesukindlein so recht von Herzen lieb.

Wo mit nun können unsere geehrten Wohltäter und Wohltäterinnen unseren schwarzen Kindern und Neubefehrten eine passende Weihnachtsfreude machen? Nun die Bedürfnisse in einem großen Missionswerke sind gar mannigfach, da läßt sich schließlich alles Mögliche mit Nutzen verwerten. Hochwillkommen sind uns immer Rattunstoffe, Hemden, Kleider, Mützen usw. Auch abgetragene Kleider werden mit Dank entgegengenommen; doch sollen sie noch gut erhalten sein, da wir dafür nicht nur den weiten Transport, sondern in Durban (Natal) auch einen ziemlich hohen Zoll (15% vom Schätzungswert), sowie ansehnliche Beträge für die gesetzlich vorgeschriebene Sumigation (Ausräucherung) usw. bezahlen müssen.

Passende Weihnachtsgeschenke für unsere Kinder sind namentlich auch Schreibhefte, Federn, Griffel, Bleistifte und sonstige Schulrequisiten; ganz besonders auch Spielsachen, kleine Messer, Musikinstrumente, Bilder und Bilderbücher, Krippenfiguren und Schmucksachen für den Christbaum.

Mancher Kaufmann hat vielleicht verschiedene solcher Sachen auf Lager, die infolge eines kleinen Defektes nicht mehr gut verkäuflich sind, mit denen er aber unserer Mission ein hochwillkommenes Weihnachtsgeschenk bereiten könnte. Desgleichen hat wohl manche Hausfrau, Lehrerin oder Institutsvorsteherin usw. dies und jenes in Vorrat, was die eigenen Kinder kaum mehr ansehen, wonach aber unsere Schwarzen mit beiden Händen greifen würden.

Unsere Bitte geht nun dahin, die Sachen bald an unsere auf dem Titelblatte des Vergeltmeinnicht angegebene Sammelstelle einzusenden, damit sie von dort aus rechtzeitig nach Mariannhill geschickt werden können. Des dankbaren Gebetes unserer schwarzen Kinder und Neuchristen dürfen unsere geehrten Wohltäter stets versichert sein, und sagen wir in deren Namen

schon zum voraus für alles und jedes ein herzliches, hundertfaches

„Vergelt's Gott!“

Freuden und Leiden eines Missionärs.

Vom Hochw. P. Albalero Fleischer, R. M. M.

Triashill (Südafrika), 19. Mai 1912. Wie auf einen schönen Traum blicke ich auf meine ersten Zeiten in unserer Missionsstation Triashill zurück. Es ist jetzt so ganz anders. Aber damit will ich keineswegs den Wechsel beklagen; im Gegenteil, innigster Dank gebührt Gott, der in unendlicher Erbarmung dem armen Volke hier die Zeiten der Verbannung abgekürzt und den Weg zum Heimatland, zum wahren Glauben, zu Gott gewiesen hat. Aber freilich für mich persönlich bedeutete das etwas Ähnliches wie das Herausgerissenwerden aus friedlichen Verhältnissen und das Hineingeworfenwerden in Sorge und Arbeit und Kampf.

Ich will nun etwas erzählen aus jenen seligen Tagen meines ersten Aufenthaltes in Triashill. Damals schaute ich sehnsüchtig in die Zukunft, die Zeit herbeiwünschend, wo ich die Sprache der Schwarzen verstehen und ringsum Missionsarbeit tun würde. Es ging, wie es mit der viel gepriesenen Jugendzeit geht. Das „glückliche Kind“ kann den Tag gar nicht erwarten, wo es die Kinderschuhe ausziehen und ins Leben hinaus darf; erst später, wenn die Kindheit längst verrauscht, kommt dem Manne zum Bewußtsein, was für ein Paradies er mit der Kindheit besaß und verlor.

Es war vor etwa zwei Jahren; ich wurde als junger Missionar hierher geschickt. Natürlich hatte ich große Begeisterung für Missionsarbeit, konnte aber vorderhand garnicht mittun, denn ich verstand ja nichts von der Sprache der Eingeborenen. Unter Anleitung P. Mahrs, — er ist inzwischen nach Europa in unser Missionshaus „St. Paul“ abgereist — gab ich mich dem Sprachstudium hin. Ich trieb es schon energisch, hatte ja sonst nichts zu tun und war mir andererseits wohl bewußt, daß in der Kenntnis der Eingeborenen Sprache mir der Schlüssel zu den Herzen der Schwarzen gegeben sei, die Möglichkeit, Seelsorge zu treiben. Eben diese Zeit wurde nun für mich wie eine zweite glückliche Jugend, freilich von nur zu kurzer Dauer. Früh hinaus mit einer vom P. Mayr zusammengestellten Grammatik unter dem Arm und mittags heim, mittags wieder hinaus und abends heim. So ging es fast jeden Tag ohne Abwechslung. Dabei wanderte ich ohne Ziel zwischen den romantischen Felsblöcken umher, bald einmal hier, bald einmal dort auf einen rechten Koloß hinauffletternd und die Welt ringsum beschauend und die Neger Sprache des Chimanita studierend. Es waren schöne Tage, so schön, daß, wenn ich jetzt daran denke, es mir wie ein Traumbild vorkommt. Ich hatte damals absolut keine Sorge, es kümmerte mich nichts, was die andern taten. Ich ging nicht in die Schule, ich bangte nicht wegen neuer Christen, die schwach und gebrechlich, ringsum in den Kraalen (= Negerhütten) saßen und etwa zu Fall kommen möchten. Es war seltsame Einsamkeit, in der ich lebte und webte, die man in Europa im Drang der Geschäfte und Sorgen so manchmal sich wie ein unerreichbares Paradies vorstellen mag.

Mitunter wurde mir es doch etwas ungemütlich, wenn die harten Laute und ungewohnten Satzkonstruktionen so gar schwer in den Kopf gehen wollten, wenn das der Jugendfrische bare Gedächtnis so schwerfällig arbeitete und nichts behalten wollte. Ich habe mich

nicht selten an den hl. Hieronymus erinnert, der in seiner hl. Felsenhöhle zu Bethlehem Hebräisch studierte und nicht eher nachgab, bis die harte Sprache nachgab und er ihrer Herr ward. Ich stärkte mich an seinem Beispiel und sagte zu mir selbst: Und wenn du zehn Jahre brauchst, bis du zu etwas kommst, so lernst du eben zehn Jahre, falls man dich überhaupt so lange hier läßt. Ich bin übrigens überzeugt, daß Gott mir lieblich die Sache erleichtert hat. Es nützt nicht immer, nur menschlich klug zu Werke zu gehen. Da würde man schon im Vorneherein sagen, wenn einmal einer zehn Jahre Welt-priester draußen war, wie ich, wird er sich wohl schwer tun, sich noch richtig als Missionar in Afrika einzuleben.

Ein anderer wiederum würde es für Zeitverschwendung halten, wenn er in so späten Jahren hineinkommend, nur mit einem Jahre Noviziat seine Sache verschlimmern sollte dadurch, daß er sich aller Missionsarbeit und sogar des Studiums der Eingeborenen-sprache enthalten würde. Ich meinte auch seiner Zeit, ich sollte in Afrika bald nach meiner Ankunft das Kaffrischlernen anfangen, zumal ich ja längst Priester war und meine theologischen Studien fertig hatte. Aber mein Vor-gelehrter, P. Prior, gab mir auf meine diesbezüglichen Vorstellungen die Anweisung, ich sollte es das erste Jahr nur gehen lassen. Ich tat es auch und kümmerte mich um kein kaffrisches Buch. Ich glaube, der Gehorsam hat mir Segen gebracht.

Etwas über 3 Monate, nachdem ich hier ankam, ver-ließ P. Mahr die Mission und ging nach Natal — auf ein halbes Jahr. — Jetzt mußte ich wohl oder übel mich ins Wasser werfen und zu schwimmen versuchen, d. h. Beicht hören, in der Eingeborenen-sprache predigen und unterrichten. Und es ging auch. Die ersten Sonntage las ich immer die Predigt vom Blatt weg. Als aber eines Tages unser ehrw. P. Abt mir den Rat gab, nicht so lange damit fortzumachen, sondern bald frei zu probieren, machte ich mich das nächstemal gleich daran. So habe ich nach vier Monaten schon die erste Predigt frei gehalten. Es war wohl eine harte Nuß, die ich zu knacken mir vorgenommen habe, doch ich brachte sie klein. Mein Manuskript hatte ich nebenan liegen, nicht wenig versucht, doch aufzuschlagen und dem Radbrechen ein Ende zu machen, auch die nächsten Male, doch ich tat es nie. Ich halte nicht für notwendig, daß man ein be-sonderes Sprachtalent haben müsse, um diese Schwarzen-Sprache zu erlernen. Wenn einer, auch im späteren Lebensalter, den festen Willen hat, die Sprache zu erlernen, besonders zwecks Seelsorge, dann kommt er auch zum Ziele. Gewiß, wenn einer geistig gänzlich unbegabt wäre, dann ist es etwas anderes. Aber wer es bis zum Priester gebracht hat, d. h. die dazu ver-langten Studien hat befriedigend absolvieren können, ermangelt sicher nicht der nötigen Begabung.

Ich hatte die von P. Mahr in etwa 20 Lektionen verfaßte kurze Grammatik nach 4 Wochen etwa fertig und hörte nun in der Schule P. Mahr's zu beim Ueber-sehen aus dem Englischen. P. Mahr schrieb zumeist et-was für sich, während die Burschen abwechselnd aus einem englischen Lesebüchlein Satz für Satz lasen und übersehten. Doch ich verstand halt so viel wie gar nichts von dem Chimanika der Burschen. Die sprachen mir viel zu flüchtig, sie hatten eben kein Verständnis und keine Rücksicht darauf, daß ich Anfänger sei und möglichst langsam und deutlich wünsche. Deshalb be-gann ich eine gründlichere Prozedur. Ich nahm ein paar der Buben in der Zukunft mit mir. Jetzt schrieb ich beim Uebersehen alles in der Eingeborenen-sprache in

ein Heftchen. Natürlich ging das nun viel langsamer, jeder hatte so deutlich zu sprechen, daß ich es verstehen und schreiben konnte. Zuweilen ließ ich sie auch der Reihe nach selber in mein Heftchen schreiben. Gewiß kam den Buben die Methode etwas langweilig vor, aber ich ruhte nicht, bis das Büchlein fertig überseht und



Die Geburt Christi Von C. G. Pfannschmidt.
Gaage, Leipzig-Neuditz, Kohlgrabenstraße 14.

niedergeschrieben war. Beim Uebersehen fragte ich natürlich unaufhörlich dazwischen hinein über dies und jenes, warum so und nicht anders, ob das und das auch recht sei oder nicht. Nicht selten wurde es auch recht unterhaltend und mußten die Burschen hell auflachen, wenn ich ihnen zuweilen eine recht sonderbare Wort- oder

Satzbildung vorlegte. Doch das machte mich nicht scheuen, ich lachte dann herzlich mit ihnen. Auf solche Weise gelangte ich zum Ziele. Nicht daß ich sagen wollte, ich beherrschte die Sprache. Aber ich verstehe und kann mich verständlich machen. Aufhören zu lernen darf man natürlich nicht. Es ist eine süße Genugtuung, nach all' den Bemühungen und Opfern nun den Weg zu den Herzen der Schwarzen gefunden zu haben, mit ihnen in seelischen Verkehr zu treten und die Gnaden der Erlösung ihnen vermitteln helfen zu können.

Möge darum ein Priester draußen, dem Gott den glücklichen Ruf zukommen läßt, nur getrost kommen! Er braucht nicht zu fürchten, daß er der Sprache der Schwarzen nicht mehr genügend werde mächtig werden und so des schönsten Trostes eines Priesters hierzulande müßte beraubt bleiben, den armen Schwarzen in die Seele zu schauen und sie die Wege des Heils zu führen.

Sprechstunde bei einem kaffrischen Zauberer.

Vom Hochw. P. Odo Ripp, R. M. M.

Simmelberg. — Wird in einem heidnischen Kaffern- kraale jemand krank, so steigt bei den abergläubischen Anjassen nur allzu leicht der Verdacht auf, die Krankheit habe keine natürliche Ursache, sondern sei von einem feindselig gesinnten Menschen durch Zauberkraft bewirkt worden. Um der Sache auf die Spur zu kommen, machen sich zwei Angehörige des Kranken auf den Weg zum innyanga oder Zauberdoktor. Er soll den Schuldigen mit Hilfe der amadhlozi oder der Geister der Vorfahren „ausriechen“.

Bei ihrer Ankunft begrüßen sie den Wahrsager mit dem Worte „makosi, ihr Herrn und Gebieter“, ein Gruß, der nicht der Person des Zauberers gilt, sondern den in ihm wohnenden Schutzgeistern, den großen geheimnisvollen Mächten, die alles wissen, alles vermögen. Der schwarze Heilkünstler selbst weiß natürlich infolge dieses Grußes sofort, um was es sich handelt und richtet darnach sein Benehmen ein. Ein kalter Schauer fährt ihm über den Leib, es reißt und zuckt ihm in allen Gliedern und zuletzt wird seine dämonische Aufregung und Begeisterung so groß und übermächtig, daß er laut zu schreien und zu toben beginnt. Was ist denn los? Nun, die Geister haben ihn in Besitz genommen, und zwar in einem Grade, daß er seiner kaum mehr mächtig ist. Vortrefflich! Ist das nicht für die Zweifler die günstigste Gelegenheit, ihre Fragen vorzubringen?

Doch die kaffrische Sitte verlangt, daß der Zauberer selber frage, die andern geben ihm nur durch Gändeflatzchen und den Zuruf: „siyavuma, siyavuma, wir stimmen bei, wir stimmen bei“ zu erkennen, ob er auf der rechten Spur sei oder nicht. Schiebt der Doktor mit seinen Fragen daneben, so verhalten sie sich ruhig, je näher aber er seinem Ziele kommt, d. h. je genauer und bestimmter er sagt, ob der Kranke, um den es sich handelt, ein Mann sei oder ein Weib, ein Knabe oder ein Mädchen, ob jung oder alt, ob das Leiden im Fuße stehe oder im Kopf, in der Brust oder im ganzen Leib, desto kräftiger erschallt der begeisterte Zuruf: „siyavuma, siyavuma!“

Ist die Krankheit auf diese Weise glücklich „ausgerochen“, so geht man erst zur Hauptsache über, nämlich zu der Frage, wie denn diese Krankheit entstanden sei, ob nicht etwa ein böser Zauberer sie im geheimen Auftrag einer dem Patienten feindselig gesinnten Person künstlich hervorgerufen habe? Der Verdacht liegt nur

zu nahe und der schwarze Wahrsager versäumt nicht, ihn zu verstärken und zuletzt zur vollen Gewißheit zu erheben. Ja, er vermag sogar anzugeben, ob jener böse Zauberer den armen Patienten in eigener Person krank gemacht hat, oder durch ein unter seiner Zaubermacht stehendes Tier, wie z. B. durch eine Wildkatze, oder Nachteule oder gar durch einen umkoku, d. h. durch einen zwerghaften Menschen, der längst gestorben war, den aber der Bösewicht durch Zaubermacht wieder ins Leben gerufen.

Man sieht hier, wie entsetzlich abergläubisch der heidnische Kaffer ist, das hirnerkrankteste Zeug nimmt er als bare Münze; das Schlimmste an der Sache ist nur, daß durch diesen Argwohn, jede Krankheit möchte ihm durch einen bösen Menschen angezaubert worden sein, oft jahrelange Feindschaften und tausend neue Uebel entstehen. Daher ist auch dieses „Ausriechen“ eines Feindes durch einen kaffrischen Wahrsager von der englischen Regierung aufs strengste verpönt; doch diese schwarzen Heilkünstler sind schlau; sie hüten sich wohl, bei ihrer Ausriecherei den Namen einer bestimmten Person zu nennen, sondern begnügen sich mit dunklen, allgemein gehaltenen Andeutungen: „Da und dort, auf einem Hügel, oder in einer schwer zugänglichen Schlucht haust ein alter Mann, ein böses Weib, sie verstehen sich auf die schwarze Kunst, sind dir schon längst übel gesinnt“ usw. Dem Fragesteller aber sind diese Winde deutlich genug; der Verdacht war ohnehin schon da, jetzt ist ihm die Sache zur Gewißheit geworden. Die ihm feindselig gesinnte Person kennt er genau, und auch der Wahrsager hat gleichsam mit dem Finger auf sie gewiesen. Nun ist das Unheil zum Durchbruch gekommen! —

Frägt man so einen Wahrsager, wie er denn die Krankheit eines abwesenden Patienten so bestimmt zu erkennen vermöge, so erwidert er: „Die amadhlozi sagen mir das ganz genau. Ich sehe die Ahnengeister im Traum; sie reden mit mir und sagen mir oft zum voraus, daß da und dort bald wieder einer erkranken und daß man zu mir schicken wird, sich Rats zu erholen.“ So eine Rede wird natürlich aufs Wort geglaubt und erhöht das Ansehen des schwarzen Doktors in der ganzen weiten Umgebung nicht wenig. Andererseits aber ist dieser intime Verkehr mit so klugen und starken Geistern nicht ohne Gefahr. Der alte Doktor schreit oft entsetzlich auf, starrt wild ins Dunkle hinein und fragt: „Warum quält ihr mich so, ihr meine gewaltigen Herren und Gebieter? Höret doch auf und laßt mich in Frieden, denn ich sterbe sonst im Uebermaße der Schmerzen!“ — Kommt er dann endlich, wie aus einem schweren Traume erwachend, wieder zu sich, so fragen ihn wohl die erstaunten Kraal- anjassen: „Was fehlt dir denn, Doktor? Warum hast du denn so entsetzlich geschrien und mit wem hast du so geheimnisvoll gesprochen?“ — Er aber entgegnet gelassen: „O, es ist weiter nichts! Ich sprach mit meinen amakosi, und sie haben mir gesagt, daß bald wieder jemand kommen und mich um Rat fragen wird. Uebrigens scheinen die Schutzgeister wieder hungrig zu sein, sie heischen energisch Opfer und ich werde ihnen heute noch eine Ziege opfern.“

Daß mit all' dem viel Zug und Trug und eitel, sinnloser Hofuspokus verbunden ist, liegt auf der Hand. Andererseits aber kommen bei diesen kaffrischen Wahrsagern doch zuweilen auch Dinge vor, die sich nur schwer erklären lassen und den Verdacht auf direkt dämonischen Einfluß nahe legen. Dem Teufel ist jeder Aberglaube willkommen, und im Trüben fischt er immer am liebsten. Daß ferner diese heidnischen Wahrsager und Doktoren

die geschworenen Feinde der christlichen Missionare sind, ist klar. Möchte doch dem armen Kaffernvolk, das an sich keineswegs irreligiös oder unempfänglich für eine Glaubenswahrheit ist, in Bälde das Licht des wahren Glaubens aufgehen! Wer von unsern geehrten Lesern betet in dieser Meinung ein einziges Vaterunser und Ave Maria?

Schuleinweihung.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner, R. M. M.

St. Michael, 29. Juli 1912. — Endlich ist unsere neue Mädchenschule fertig geworden und konnte gestern die kirchliche Einweihung derselben vorgenommen werden. Es war in der Tat hohe Zeit; denn die alte Schule,

Schule doch fertig bekommen, allerdings unter mannigfacher Enttagung und mit vielen Opfern seitens unserer Brüder, Schwestern und Kinder. Ach, was haben sich unsere guten Brüder mit Hilfe einiger Schwarzen, hier unter der heißen afrikanischen Sonne, Tag für Tag abgemüht mit Erdarbeiten, Steinebrechen, Herbeischaffen von Holz und sonstigem Baumaterial! Fürwahr, das ist auch eine Missionsarbeit, dient auch zur Rettung der Seelen, und wird diesen Leuten auch angerechnet werden am großen Gerichtstage. Nur großer Opfermut und edler, reiner Glaubenseifer vermag zu solchen Taten zu begeistern. Ich staune im stillen oft darüber, und schreibe es hier nur, um unsern geehrten Gönnern und Wohltätern zu zeigen, daß die Almosen, die sie der Mariannhiller Mission zukommen lassen, wohl angebracht sind und eine gute Verwendung finden.



„Was ihr dem geringsten eurer Mitbrüder getan, das habt ihr mir getan.“ Matth. 25, 40.

ein bloßer Lehm- und Strohbau mit Stroh- und Strohdach, frachte mitunter ganz bedenklich, wenn die Windsbraut toste.

Hohe Zeit war es namentlich auch deshalb, weil der alte Raum bezüglich der Gesundheit der Kinder ungesund war. Wir hatten infolge der ungesunden Wohnung immer einige Kranke. Der Arzt hatte wiederholt auf diesen Mangel hingedeutet und uns die Sorge für die Gesundheit der schwarzen Schulkinder ans Herz gelegt; manchmal kamen auch die Eltern der erkrankten Kinder und verlangten sie zurück, all' das zum nicht geringen Schaden der Mission . . .

Die Obern in Mariannhill, die wir oft und dringend um Hilfe angingen, sahen das alles ein und wären an sich gerne bereit gewesen uns zu helfen, doch woher die Mittel nehmen, um all' den vielen Bitten um neue Schulen da und dort gerecht zu werden? Zuletzt setzte unsere arme Station, die auf einem sehr heißen und trockenen Landstrich liegt und nur selten eine gute Ernte zu verzeichnen hat, selber alle Kräfte und Mittel ein, und schließlich haben wir mit Gottes Hilfe die neue

Schule fertig bekommen. Ich mußte, als ich im Jahre 1906 zu einem Besuche in die alte Heimat zurückkam, wiederholt Bemerkungen hören, als seien unsere Bauten zu schön und zu groß. Dieser Vorwurf ist unbegründet. Gewiß, die Schwarzen sind an sich mit wenigem zufrieden, und wir desgleichen; allein man bedenke, daß in einer Missions-
schule, wo Tag und Nacht oft Hunderte schwarzer Kinder zusammenwohnen, in ganz anderer Weise auf die sanitären Vorschriften Rücksicht genommen werden muß, als in einem Kaffernkraal, in dem nur eine einzige Familie wohnt. (Uebrigens ist der Kaffernkraal trotz seiner primitiven Form keineswegs ungesund; er ist trocken, hält im Sommer kühl und im Winter warm.) Die Kirchen ferner sollen die Schwarzen erbauen, sollen ihre Herzen sowohl durch den äußeren Bau, wie die innere Ausstattung zum Himmel weisen. Endlich brauchen auch wir selbst, die Missionare, Brüder und Schwestern, eine gesunde Wohnung. Nur wer es persönlich jahrelang mitgemacht hat, weiß, wie sehr die Gesundheit und Arbeitsfähigkeit der Missionare und ihrer Gehilfen von einer guten, den Bedürfnissen des

Landes angepaßten Wohnung abhängt. — Man verzeihe mir die kurze Abschweifung, es flossen mir die Bemerkungen wie von selbst in die Feder. —

Und unsere Schulweihe? Die war, wie oben angedeutet, am 28. Juli 1912. Leider zeigte der Himmel kein günstiges Gesicht. Drei Tage vorher war das günstigste Frühlingswetter gewesen, Sonntag den 28. aber kam ein kalter Wind, der auf Regen deutete. Um 10 Uhr begann die heilige Messe, es folgte die kaffreische Predigt mit heiligem Segen. Darauf ordnete sich die Prozession. Wir beteten zuvor am Altare das *Veni Creator* mit den üblichen Orationen und schlossen uns dann der Prozession an. O weh, wie eiskalt der Wind um alle Gelenke saust! Es regnet ein feiner, kalter Regen ein. Doch nur voran! Bei der Schule angekommen, richtete ich an die zahlreich Versammelten noch einige kurze Worte, erklärte ihnen Sinn und Bedeutung der

Last und Plage. Im spärlichen Grund zwischen den Felsen schlagen etwas schwächig aussehende Bäumchen ihre Wurzeln; im gelblichen Grase weiden die zwei einzigen Kühe, schwarzschedige Friesländer, nicht wenig stolz auf das Klingen des „Alpenglöckchens“, das die schönste der zwei beständig im Klange hält. Und wie ich dahinansteige, hinauf zur Felsenwand, wiehern mir meine drei lieben Freunde mutwillig entgegen, denn kühl ist's da, und noch kam bis 1 Uhr die Sonne nicht dahin, während es oft so glühend heiß ist auf den weiten Flächen und den steilen Bergen, die hier oben vor uns sich ausdehnen.

Da sitze ich vor der steilen Felswand im hier so grünen Gras. Hoch über mir ragt das große weiße Kreuz in die Lüfte. Im Zickzack schlängelt sich der steile Kreuzweg hinunter zur Station. In Stunden schweren Kummers griff ich zu Ridel und Schaufel, Brecheisen und Meißel — es war meine Erholung.

Da drunten, oberhalb der mit dunkelgrünen Edelkannen eingefassten Gräber, biegt er ein. Wie manche liebe Seele ist hinauf gezogen zu lichteren Höhen, und hat mir ihr Liebtes hinterlassen, ihren Leib, mit dem sie einst sich vereinigt wissen will in den himmlischen Gefilden. Und den Leib habe ich gebettet neben vielen andern, wo sie alle schlummern unter dem mit ewig grünen Schlingpflanzen überwucherten Hügel. — Herr, gib ihnen die ewige Ruhe!

Ja, von hier biegt der Weg ein, fast verschwindend im Grün der Bäume, zur Wohnung der Lebenden. Als ich vor sechs Jahren her kam, da war es öde und leer: Felsen und kalte Steinhäuser und ein mit Schutt bedeckter Berg und Gräben und Löcher. Und doch habe ich mich damals verliebt in mein „Hart am Berg“. Wie prächtig liegt jetzt meine viel verpöthete Liebe vor mir! Obstbäume der verschiedensten Art, Waldbäume, die



Die ehrw. Schwester Maria-ia Biktoria
im Kreise ihrer schwarzen Lilien in Entschau.

kirchlichen Weihe und legte den Kindern und Eltern ans Herz, welche Pflichten sie nach dem Inhalte der herrlichen Weihegebete in Bezug auf die Schule hätten. Dann folgte die eigentliche Benediktion. Kaum hatte ich die Besprengung der Außenwände mit Weihwasser vollendet, als auch schon das volle Unwetter losbrach. Es war gerade, als ob der böse Feind gar sehr über das neue Werk erbost sei. Doch das irrte uns nicht. Die Schule wurde eingeweiht, alle Räume gesegnet und das ganze Haus unter den Schutz des hl. Erzengels Michael gestellt. Nun konnte es stürmen und regnen, so lange es wollte!

Zum Schlusse bitten unsere Schwestern und Kinder um ein Bild oder eine Statue des hl. Michael für die neue Schule. Sie versprechen jetzt schon fleißig für den betr. Wohltäter zu beten. Der arme Schreiber aber bittet alle um ein Ave Maria.

Auch einmal.

Vom hochw. P. Chrysostomus Ruthig, R. M. M.

Gardenberg — Hart am Berg! Schön ist es da oben, und gesund ist die Luft, kräftigend nach des Tages

Kinder des kalten Nordens und die des warmen Südens, ja gar ein kleiner Weinberg, der unter dem noch saftigen Grün seine süße Rebe verbirgt. Mitten darunter die im weißgrauen und weißroten Sandstein aufgeführten Gebäude.

Br. Walter hat gut gearbeitet während der Jahre, die wir hier zusammen waren. Leid und Freud hat er stets brüderlich geteilt mit mir. Während früher der Boden kein Bäumchen wollte aufkommen lassen und tausende ebenso zugrunde gegangen waren, wie man sie gepflanzt hatte, sahen wir unter seiner pflegenden Hand Hardenberg sich in ein grünes Gewand kleiden, sodaß alle Besucher staunen über die Schönheit des sonst so rauen Berges. Das Klima selbst hat sich verändert. Die kalten Stürme im Winter und die heißen Orkane im Frühling sind nicht mehr gefürchtet. Besonders Eukalyptus und Pinien hauchen beständig einen balsamischen, erfrischenden Duft aus, und viele tausend bunt gefiederte Säger erfreuen uns mit ihren lieblichen Melodien.

Da liegt unser Kirchlein, einfach und gefällig. (Siehe Bild, Seite 275.) So klein unser Gotteshaus auch ist, so sind wir doch so froh darum, und geduldiger Schafe gehen viele in eine Hürde! In einer Linie davor liegen

Missionarswohnung (2), Schwesternhaus (3) und Schule (4).

Wie reich fühlen wir uns, wenn wir daneben betrachten die arme Hütte (6), in der meine Vorgänger auf dem Hardenberger Stühle residierten, und den armseligen Stall (7), in dem der Heiland so lange seine Wohnung aufgeschlagen, und die alte Schule (8), wo die Kinder wie eingepferchte Schäflein die Geduld der an solche Luft nicht gewohnten Schwestern auf harte Probe stellten.

Unten hat man dem felsigen Boden mit viel Schweiß einen Gemüsegarten abgerungen. Und dann kam Hochwasser auf Hochwasser und schwemmte Gemüse mit samt dem immer wieder erneuten Gartenboden fort. Und da wir halt die Kunst, aus Steinen Brot zu machen, noch nicht gelernt hatten, so nahmen wir zu Hacke und Schaufel die Zerschlucht, erweiterten die unsere acht Aecker Pflugland zerreißen Donga, warfen einen mächtigen Damm auf, erfuhren aber dann, daß nicht nur Hochwasser, sondern auch Trockenheit und Ungeziefer die Sorgen des Lebens nach ihrer Art vermehren.



Missionsstation Hardenberg in der Kapkolonie. Von der Vogelschau — eigentlich von einem birkt dahinter liegenden Berg Nord-Nord-Ost aus gesehen. Die Station liegt in einer sogenannten Kaffern-Nerv, hat daher keinen eigenen Grund und Boden. Vgl. Artikel: „Auch einmal“ Seite 274.

Schön ist es hier, und sorgenfrei zieh ich als Missionär durch's Land.

Komm schnell, Donzil, mein gutes Mößlein und treuer Gefährte meiner Wanderungen, dort drüben liegt

„Freund, ich bin zufrieden,
Geh' es, wie es will;
Unter meinem Dache
Leb' ich froh und still. — —

noch ein Nermerer in den letzten Zügen. — Südafrika ist ja nicht die Heimat der Poeten, und Hardenberg nicht die der Großgrundbesitzer.

Mancher Tor hat alles, was sein Herz begehrt,
Doch ich bin zufrieden, das ist Goldes wert.

Fünf hl. Sakramente auf dem Sterbebette.

Von Hochw. P. Canisius Pfingstmann, R. M. M.

Motto: O Tiefe des Reichthums der Weisheit und der Erkenntnis Gottes. Wie unbearbeitet sind seine Gerichte, wie unerforschlich seine Wege! (Röm. 11. 33.)

Maria-Linden, August 1912. — Vergangene Woche spendete ich einem schwerkranken Manne innerhalb drei Tagen fünf heilige Sakramente: die heilige Taufe, die Firmung, das allerheiligste Sakrament des Altars, die letzte Oelung und die Ehe. Die Sache kam so:

Es besteht bekanntlich bei den Schwarzen Südafrikas der Brauch, dem Vater einer Braut als eine Art Entschädigung für die Herausgabe seiner Tochter eine gewisse Anzahl von Ochsen (in der Regel zehn) zu geben. In Natal und im Zululande hat dieser Brauch insofern sein Gutes, als er die jungen, heiratslustigen Burschen zu fleißiger Arbeit und zur Sparsamkeit zwingt, denn der Preis für die zehn Ochsen will in der Regel sauer verdient sein. Anders bei den Basutos; hier liefern die Eltern des Bräutigams den Kaufpreis für die Braut.

Nun kommt es aber vor, daß die jungen Burschen oft lange warten müssen, sei es, daß ihnen das von ihrem Sohne gewählte Mädchen nicht gefällt, oder daß sie die nötige Kaufsumme nicht haben oder nicht geben wollen, oder was sonst gerade für ein Hindernis auftauchen mag. Manchem der Burschen geht dabei die Geduld aus, und um der Sache ein Ende zu machen, nimmt er das Mädchen einfach mit, dir nichts in seine Hütte und lebt mit ihm in wilder Ehe zusammen. Seine Hauptabsicht dabei ist, seine Eltern dadurch zur Zahlung der Brautgabe an den Vater des geraubten Mädchens zu zwingen.

Wie betrübend so ein Vorgehen für das Herz des Missionärs ist, wenn es sich dabei um den Raub eines getauften Mädchens handelt, kann man sich denken. Nun kamen aber hier in verhältnismäßig kurzer Zeit drei solcher Fälle vor, und zu allem Ueberfluß vermehrte noch ein aus dem Basutoland kommendes Paar die Zahl der wilden Ehen. Alle meine Bitten, Ermahnungen, Drohungen usw. waren umsonst, ich predigte einfach tauben Ohren. Liebe macht blind; die Mädchen waren nicht mit Gewalt, sondern mit freier, sträflicher Zustimmung entführt worden.

Nun griff die göttliche Gerechtigkeit selbst ein. Das erste dieser Mädchen starb im Wochenbett ohne priesterlichen Beistand; das zweite kam bei ihrer Niederkunft ebenfalls in augenscheinliche Todesgefahr, rief nach dem Priester und versprach, ihr Verhältnis mit dem Mann bald in Ordnung bringen zu wollen. Diese augenscheinliche Strafe Gottes schien auch das dritte Mädchen, Selima mit Namen, zum Nachdenken gebracht zu haben; wenigstens versprach sie mir, als sie mir kurz darauf bezeugte, Besserung. Doch zwischen Vorsatz und Ausführung verging noch manche Woche.

Nun wurde ihr Mann krank; ein tödtliches Lungenleiden zehrte an seiner Lebenskraft und ließ bald jede Hoffnung auf Wiedergenesung schwinden. Da begann die harte Eisrinde dieser Herzen aufzutauen. Zuerst kam die Mutter des Mannes und bat mich, den Kranken zu besuchen. Ich tat es, begnügte mich aber vorerst mit einem bloßen Anstandsbesuch, ohne auf den eigentlichen Zweck meines Kommens einzugehen; auch ließ ich ihm durch unsere Schwestern etwas Speise und stärkende Medizin schicken. Er sollte einsehen, daß ich es gut mit ihm meine und nur sein Bestes im Auge habe.

Bald darauf kam das Mädchen selbst zu mir, mit dem Ersuchen, ihren Mann zu besuchen, denn er werde täglich schwächer und elender. Nun redete ich offener. „Von einer Taufe“, sagte ich, „kann keine Rede sein, es sei denn, ihr trennt euch zuerst von einander. Uebrigens will ich in Bälde zu euch kommen.“ — Ich kam, und der Kranke fing sofort aus freien Stücken an, um die heilige Taufe zu bitten. „Es scheint mir“, bekannte er offen, „daß Gott mir zürnt und daß er mir diese Krankheit zur Strafe gesandt hat, weil ich mit einem christlichen Mädchen so zusammenlebe“

Das Mädchen war auch zugegen, und ich säumte nun nicht, beiden gehörig ins Gewissen zu reden, hielt ihnen offen ihr Unrecht und das große Mergernis, das sie der ganzen Umgegend gegeben, vor und ermahnte sie, schleunigst ihre Sachen in Ordnung zu bringen, solange noch Zeit und Gelegenheit dazu sei. Das wirkte. Beide versprachen sofort, sich trennen zu wollen. Ich befahl Selima, ihre Kleider zu nehmen und zur Missionsstation zu gehen, wo sie bis auf weiteres wohnen könne. Sie tat es ohne Widerrede. „Bete fleißig für den Kranken Mann“, sagte ich, als sie die Hütte verließ, „und bereite dich auf der Station auf eine gute Beichte vor; morgen will ich dann, so Gott will, eure Ehe kirchlich einsegnen.“

Als das Mädchen fort war, konnte ich zur Vorbereitung auf die heilige Taufe schreiten. Ich mußte mich dabei auf das Notwendigste beschränken, denn der Zustand des Kranken war bereits derart, daß jeden Tag seine Auflösung eintreten konnte. Nach kurzem Unterricht taufte ich ihn auf den Namen „Joseph“. — O wie kräftig sprach er zur Erbauung aller Umstehenden beim Taufakte die Worte aus: „Ich widersage dem Teufel und allen seinen Werken!“ Da die Neugetauften vor allem der Stärke und Beharrlichkeit im Guten bedürfen, spendete ich ihm zugleich das heilige Sakrament der Firmung, wozu wir Missionäre im Notfall eine spezielle kirchliche Vollmacht haben, und verließ ihn dann mit dem Versprechen, am nächsten Morgen wieder zu kommen. (Der betreffende Kaaal ist nur etwa zehn Minuten von unserer Missionsstation entfernt.)

Nach Hause zurückgekehrt, nahm ich das Mädchen vor. Auch sie zeigte recht guten Willen und reinigte ihr Herz durch das heilige Sakrament der Buße. Am kommenden Morgen befahl ich ihr, mir zu folgen, nahm das Allerheiligste und schlug wieder den Weg zum Kranken ein. In der Hütte angekommen, nahm ich zunächst die kirchliche Trauung vor. (Was das Mädchen gedacht und gefühlt haben mag, als sie dem sterbenskranken Manne die Hand zum Bunde reichte, weiß Gott allein.) Dann spendete ich dem Kranken die hl. Kommunion als Wegzehrung; es war seine erste Kommunion und zugleich seine letzte. Darnach empfing er die letzte Oelung und den Sterbesegen.

Damit hatte ich alles getan, was unter den obwaltenden Umständen zu tun war. Das übrige mußte ich dem lieben Gott und dem hl. Joseph, dem neuen Schutzpatrone des Kranken, überlassen. Zwei Tage darauf kam schon das Ende. Mittwoch, den 14. August, also an einem dem hl. Joseph geweihten Tag und am Vorabend vom Feste Maria-Himmelfahrt, hauchte er still und friedlich seine Seele aus.

Beim Begräbnis, wozu sich eine Menge Volkes eingefunden, hatte ich eine willkommene Gelegenheit, den Leuten recht ins Herz zu reden, denn alle waren von dem ganzen Vorfall, in dem sie ein augenschein-

liches Eingreifen der göttlichen Gerechtigkeit erkannten, tief erschüttert. Gebe Gott, daß der Erfolg ein allgemeiner und dauernder sei! Gottes Gerichte sind wahr, gerechtfertigt in sich selber. Der Herr schlägt und heilet auch die Wunden wieder.

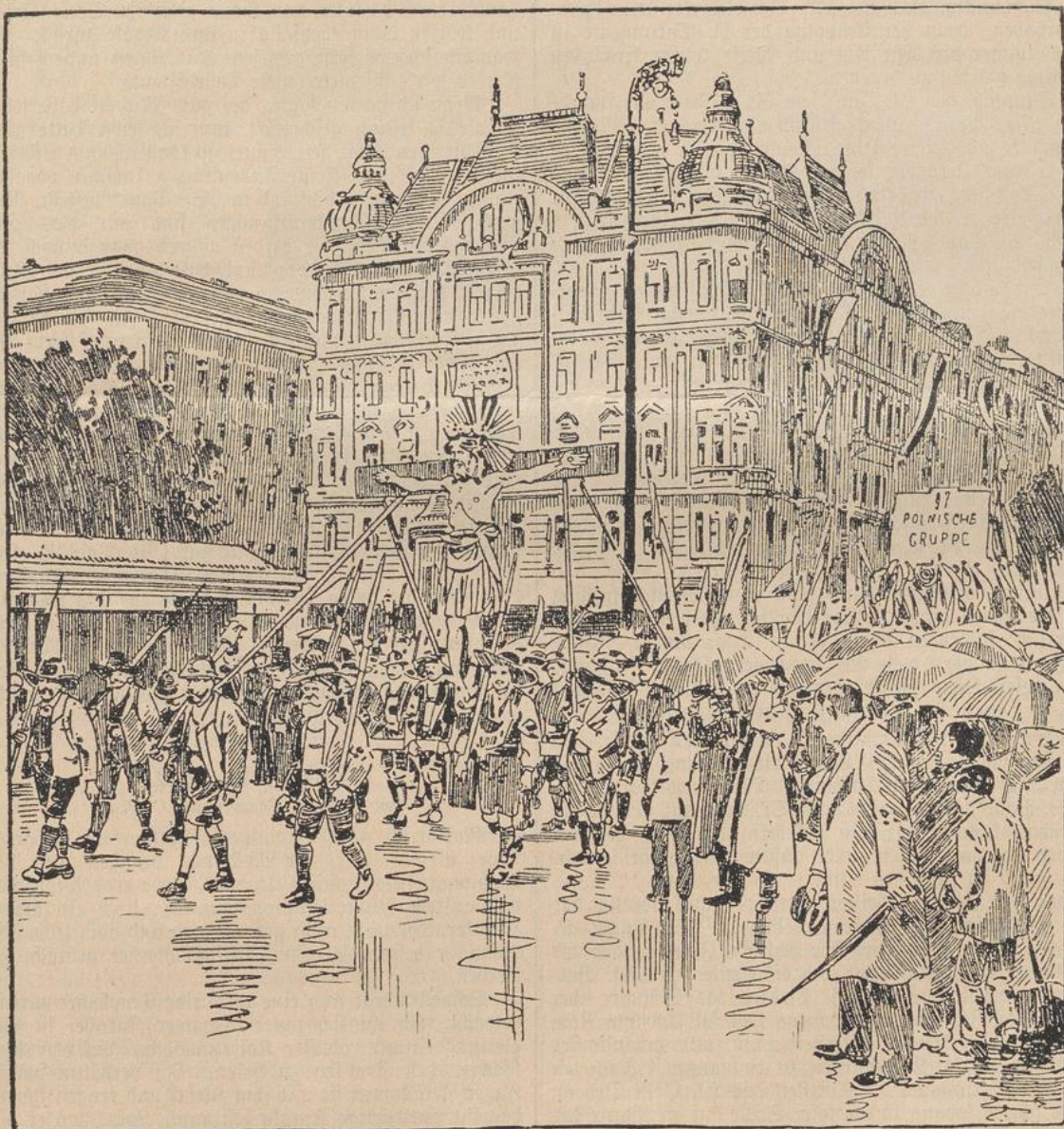
Ausflug nach „St. Paul“.

Von Dr. Flavian Magiera, R. M. M.

Triashill. — Wir haben auch hier in Rhodesia ein „St. Paul“; es liegt etwa zwei Wegstunden von unserer Außenstation „St. Barbara“ entfernt, von wo aus es im Jahre 1910 eröffnet und bis zur Stunde besorgt wurde. Die beiden Missionsstationen trennt der sogenannte Kettenberg, über den nur wenige, schwer passierbare Fußpfade führen.

Christliche Familien sind zurzeit in „St. Paul“ vier, die Zahl der schwarzen Neubefehrten ist zwanzig, doch ist sie beständig am Wachsen, denn es befinden sich viele Katechumenen daselbst und eine eigene Schule. Letztere wurde von uns unter eifriger Beteiligung der umwohnenden Eingeborenen erbaut und wird recht fleißig besucht. Als Lehrer wurde daselbst im Juni 1912 ein gewisser Michael, einer der besten und eifrigsten Christen von „St. Barbara“, aufgestellt. Sein Weib, ebenso fromm und gottesfürchtig wie ihr Mann, wohnt gegenwärtig noch hier in „St. Barbara“, doch im Frühjahr 1913 wollen sich beide in der Nähe von „St. Paul“ häuslich niederlassen.

Zum Gottesdienst und zum Empfange der heiligen Sakramente gehen die dortigen Neuchristen und Katechumenen entweder nach „St. Barbara“, wenn gerade daselbst ein Priester anwesend ist, oder nach dem fernen



Das Tirolerkreuz bei der Weltfronleichnamsperegrination.

Dem Grazer Volksblatt entnommen.

Triashill. Ende Juni dagegen, als das Fest ihres Kirchenpatrones, des großen Völkerapostels St. Paulus, heranmahte, wollte ihnen unser Hochw. P. Superior eine Freude machen und zum erstenmale den kirchlichen Gottesdienst mit hl. Messe und Spendung der hl. Kommunion bei ihnen in „St. Paul“ halten. Als endgültiger Termin wurde zuletzt Dienstag, der 25. Juni, festgesetzt, denn Samstag, der 29. Juni, der an sich in erster Linie in Betracht gekommen wäre, war wegen der vielen Seelsorgsarbeiten, die es an jenem Tage in Triashill selber gab, zu unangelegen.

Welch' eine Freude nun bei jung und alt, als sich die Kunde hiervon verbreitete! Ich sagte es auch den Leuten in „St. Barbara“ und fragte, ob sie auch dabei sein wollten? „Gewiß, gewiß“, tönte es von allen Seiten, und die Christen fügten bei: „Wir wollen an jenem Tage auch beichten und in „St. Paul“ die hl. Kommunion empfangen!“ Ich bestärkte sie in ihrem Vorhaben, denn der Empfang der hl. Sakramente ist doch immer die beste Art und Weise, einen kirchlichen Festtag würdig zu begehen.

Montag, den 24. Juni, am St. Johannitag, wurde in „St. Paul“ alles festlich hergerichtet. Michael schmückte und zierte seine Schule, die ja am nächsten Tage zum Kirchlein werden sollte, mit Blumen und frischem Grün, während ich selbst in „St. Barbara“ alle zur Feier der hl. Messe nötigen Sachen einpakte und nach „St. Paul“ schickte. Endlich nahte der schöne Festtag selbst.

Der Hochw. P. Adalbero Fleischer, unser allverehrter Superior und Missionar, traf trotz des dreistündigen Weges und der scharfen Kälte, die an jenem Wintermorgen herrschte — alle Dächer und Wiesengründe waren mit schneeweißem Reif bedeckt — schon um sieben Uhr morgens in „St. Barbara“ ein. Von den Schwarzen war noch kein Mensch da, denn sie pflegen im Winter erst ihre Hütten zu verlassen, wenn die Sonne hell und klar am Himmel steht. Der seeleneifrige Priester betete zunächst sein Brevier und hörte dann einige Christen Beicht, die inzwischen herbeigeeilt waren und die in „St. Paul“ kommunizieren wollten. Gegen acht Uhr wurden unsere zwei Eselchen, Bläck und Schilling, gesattelt, dann ging es frisch und fröhlich in die Berge hinein. Wir wählten einen neuen, erst kürzlich entdeckten Weg; er ist zwar um eine halbe Stunde länger, doch viel bequemer als der Fußpfad, den unsere Schwarzen gingen und der stellenweise so steil ist, daß man ihn kaum zu Fuß überschreiten kann.

Gegen zehn Uhr waren wir an Ort und Stelle. Es standen schon gegen 200 Leute, alt und jung, parat und warteten auf unsere Ankunft. Die einen waren von „St. Paul“, die anderen von „St. Barbara“ gekommen. Michael konnte stolz sein auf sein Kirchlein, denn er hatte es von innen und außen prächtig geschmückt. Während ich selbst den Altar herrichtete, hörte P. Superior noch einige Christen Beicht; dann begann das hl. Meßopfer, das erste, das hier in „St. Paul“ gefeiert wurde; während der heiligen Feier sangen die Schüler von „St. Paul“ und die Leute von „St. Barbara“ verschiedene religiöse Lieder, das Schönste aber war, daß sich nach dem Agnus Dei 56 schwarze Neuchristen dem Altare näherten, um mit erbaulichster Andacht die hl. Kommunion zu empfangen. Nach der hl. Messe stimmten die Christen das hl. Geist-Lied an und hörten sodann in lautloser Stille auf die Worte des Predigers, der in ihrer Landessprache gar viel Schönes und Treffliches über die Tugenden und Verdienste ihres

großen Patronen, des hl. Paulus, vorbrachte, sowie über die Segnungen des christlichen Glaubens, den jener als der Erste den Heidenvölkern verkündete. Alles war tief gerührt, ja Michael, der mehrerwähnte schwarze Lehrer, zeigte sich von allem, was an jenem Tage in „St. Paul“ geschah, so ergriffen, daß er zum Schlusse aus voller Brust ein Lied anstimmte, ganz nach eigener Konzeption, neu nach Inhalt, Form und Melodie.

Nach einem kärglichen Mittagsmahle überließen sich die guten Schwarzen eine Weile dem Gesang und Spiel; denn ohne Tanz und Gesang können sie sich kein Fest denken, es erschiene ihnen sonst wie eine ungesalzene Suppe. — Wir brachen zeitig wieder auf; P. Superior hatte noch einen weiten Weg vor sich, denn er wollte noch am gleichen Tage zurück nach Triashill. Unter dem lauten Zuruf: „Munawanga, baba, lebe wohl, auf Wiedersehen, Vater!“ verabschiedeten sich die dankbaren Schwarzen von ihrem geliebten Seelenhirten und kehrten dann ebenfalls in ihre Kraale zurück. Es war ein schönes Fest gewesen, das ihnen unvergeßlich bleiben wird auf viele, viele Tage hinaus.

Wenn ich vorhin sagte, der gute Michael habe seine Schule so festlich geschmückt, und ich selbst hätte zum hl. Opfer den Altar hergerichtet, so kann ich zum Schlusse nicht umhin, eine kleine Andeutung zu machen von der großen Armut, die noch in „St. Paul“ besteht. Nur zwei der vier Fensteröffnungen sind mit Glas und Rahmen versehen, die beiden andern gähnen noch als unheimliche Löcher in die Landschaft hinein; der Altar ist aus bloßem Stedenwerk und ein paar alten Kistenbrettern mühsam zusammengefügt, ein ehemaliges Seifenfistchen dient als Tabernakel. Darauf steht ein armeliches Kreuzifix, und an der Rückwand hängen drei ärmliche Bilder. Diese Schätze sind von „St. Barbara“ gekommen; mehr konnte die kleine Außenstation, die selbst noch in den Kinderstufen steckt, nicht geben. Nicht einmal ein Glöcklein hat „St. Paul“. Es soll zwar schon eines auf dem Wege sein, doch bis es kommt, wird zum Zeichen, daß die Schule oder der Gottesdienst beginnt, auf einer alten Hacke gehämmert. Ist niemand da, der noch ein Scherflein übrig hätte für „St. Paul“? Ich fange heute schon an, mit meinen Kindern in „St. Barbara“ für die guten Wohltäter zu beten, die uns mit ihren frommen Spenden zu Hilfe kommen wollen, und der brave schwarze Lehrer in „St. Paul“, unser Michael, betet mit seinen 40 Kindern auch fleißig mit. Sollen die guten armen Leuten in ihrer Hoffnung getäuscht werden? Sicherlich nicht!

Eine starke Frau.

Von Schw. M. Bonaventura, C. P. S.

Mariatrost. — Vor einiger Zeit kam ein schwarzer Bote hierher mit der Meldung, draußen bei der Wohnung eines gewissen Thomas, etwa eine Wegstunde von unserer Missionsstation entfernt, liege ein armer Kranker, der nicht mehr gehen könne und vom lebhaften Wunsche beseelt sei, zur Pflege hierher gebracht zu werden.

Schnell wurde nun eine primitive Tragbahre zurecht gemacht, worauf sich unser schwarzer Katedhet in Begleitung einiger robuster Kaffernmädchen auf den Weg machte, den Kranken zu holen. In verhältnismäßig kurzer Zeit kamen sie mit ihm zurück und trugen ihn in das für auswärtige Kranke bestimmte Lokal, wo er auf ein weiches Lager gebettet wurde. Als sich der Kranke etwas ausgeruht hatte, fragte ich ihn, wie er denn aus

so weiter Ferne zu uns gekommen sei? Da erzählte mir seine Frau, die neben ihm saß, folgendes:

„Mein Mann ist schon lange krank. Unlängst hörte er, wie die Ama-Roma (katholischen Missionare) so lieb und gut gegen die Kranken seien, und da wollte er um jeden Preis zu euch gebracht werden. Doch wie das anstellen? Wir haben weder Wagen, noch Pferd und mein Mann konnte nur mit Mühe einige Schritte machen. Da faßte ich den Entschluß, ihn persönlich zu euch zu tragen. Es ging allerdings schwer; oft und oft mußte ich meine Bürde niederlegen, um einige Zeit zu rasten. So wanderte ich über Berg und Tal, von einem Hügel zum andern, von einem Bache zum andern mit vieler Mühe und Anstrengung. Am Abend übernachteten wir in einem Kraal. Am kommenden Morgen nahm ich in aller Frühe meine Last wieder auf, doch wurden die Strecken, die ich mit meinem Manne zurücklegte, immer kürzer und kürzer, und als die Sonne unterging, verließen mich die Kräfte derart, daß ich nicht mehr weiter konnte. Wir legten uns daher in der Nähe eines Kraales in's Gras nieder, um da zu übernachten. Der Kraalbesitzer, ein Christ — es war der oben erwähnte Thomas — hatte uns bemerkt und kam nun heraus, um uns für die Nacht über in sein Haus einzuladen. Am nächsten Morgen aber schickte er einen Boten zu euch, und dann kamen eure Mädchen und trugen meinen Mann hieher.“ — So die Frau.

Ich gestehe, ich konnte mich nicht genug über die Stärke und Opferwilligkeit dieses heidnischen Kaffernweibes wundern. Ihr Mann war allerdings etwas klein und abgemagert, immerhin aber war es vonseits dieses seines Weibes eine geradezu athletische Leistung, eine solche Bürde in der afrikanischen Sonnenhitze zwei Tage lang bergauf und bergab zu schleppen. Ich frage, wäre jede christliche Frau zu einem ähnlichen Opfer bereit, selbst wenn ihr die Kräfte dieser Kaffernfrau zur Verfügung ständen?

Der Mann selbst verlangte gleich in der ersten Stunde seines Hierseins nach der hl. Taufe. Da jedoch allem Anscheine nach noch keine unmittelbare Gefahr vorhanden war, bestimmte P. Superior, ihn zuvor in der christlichen Religion hinreichend zu unterrichten. Eines Tages wiederholte der Kranke dringender und öfter als je seine Bitte; P. Superior gab schließlich nach und taufte ihn auf den Namen „J o s e f“. Am folgenden Tag — es war gerade ein Sonntag — besuchten ihn zu seiner nicht geringen Freude einige unserer Missions-schwester, und ich selbst hängte ihm eine Muttergottes-Medaille um den Hals, worüber er ganz glücklich war. Er saß noch am Feuer, und kein Mensch dachte an die Nähe seines Todes. Doch siehe, schon in der kommenden Nacht holte ihn, der noch mit dem unbefleckten Kleide

der Taufschuld geschmückt war, der Tod als Himmelsbote ins bessere Jenseits ab. —

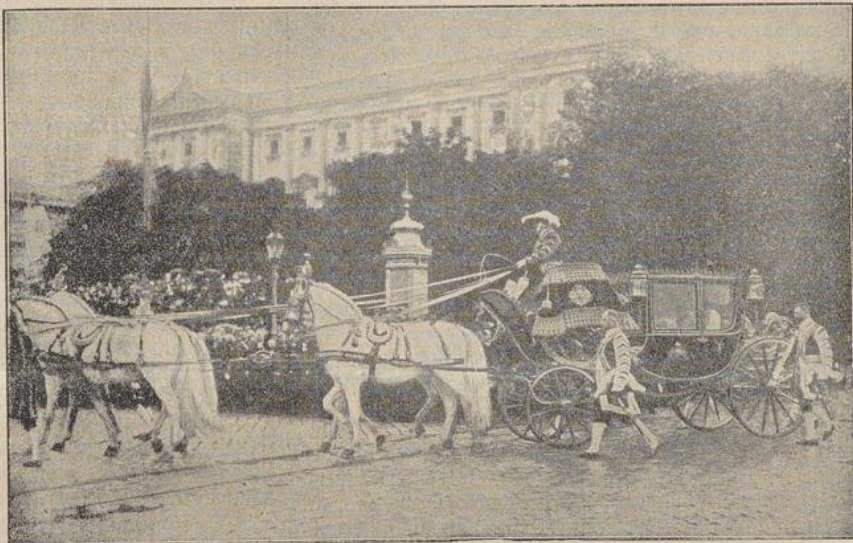
Seine Frau, die seitdem christliche Kleidung trägt, und zeitweilig in die Kirche kommt, hat inzwischen einen zweiten Mann genommen. Möge es ihr gestattet sein, auch diesen dem Himmel zuzutragen, um zuletzt selbst der Krone des Lebens teilhaftig zu werden!

Am Gottes Lohn.

Von Schw. Candida Grewe, C. P. S.

M.-Ratschitz. — Es war im Juli 1911; kommt da eines schönen Tages ein Kaffers sechsspännig angefahren! Er hatte nämlich sechs entlehnte Maulesel vor seinem Karren und auf demselben lag sein altes, blindes und krankes Mütterchen, Monika mit Namen. Dieses brachte er uns als Präsent.

Wie kam denn das? Monika, schon seit Jahren



Der Calawagen mit Kaiser Franz Josef und dem Thronfolger beim eucharistischen Monarche in Wien

Christin, hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Ihr Sohn, der noch Heide war, hatte eine Protestantin zur Frau genommen; Tochter und Schwiegersohn dagegen waren katholisch. Sie wohnte zuerst bei ihrem Sohne, dann bei der Tochter, und da sie sich in beiden Familien mehr als überflüssig fühlte, äußerte sie den Wunsch, zur Missionsstation gebracht zu werden, um da in Frieden zu sterben. P. Superior war damit einverstanden, und so kam die alte, blinde Monika zu uns.

Sie wurde neben der Apotheke in einem primitiv ausgestatteten Lokale einquartiert, wo sich schon zwei Insassen, ein älteres Mädchen, Namens Maria, und eine Witwe, Veronika genannt, befanden. Letztere kannten unsere Monika seit Jahren und rühmten, daß sie früher in ihren gesunden Jahren trotz der beträchtlichen Entfernung immer gar regelmäßig zum Gottesdienste gekommen sei. So ließ sich also bezüglich eines familiären Zusammenwohnens der Dreien das Beste hoffen.

Auf die Frage nach ihrem Befinden, klagte Monika bloß über Kopfweh. Ich staunte, denn die blinden

Augen, aus denen eine schmutzigbraune Flüssigkeit quoll, mußten ihr doch auch sehr wehe tun. Ich wusch sie daher fleißig mit Augenwasser aus, worauf die Wunden zu heilen begannen. Doch das Augenlicht kehrte nicht wieder. Und doch wäre Monika wieder gar so gerne sehend geworden, um, wie sie sagte, wieder a r b e i t e n zu können. Müßig dasitzen in ewiger Nacht, war ihr, der einst so gesunden, rüstigen Frau, etwas Unerträgliches. Sie fühlte sich auch trotz ihrer hohen Jahre gar nicht alt und wollte um keinen Preis zu den Alten gerechnet werden. Wie alt sie eigentlich war, wußte niemand genau, sie selbst am wenigsten. (Fast kein älterer Kaffer vermag anzugeben, wann er denn eigentlich geboren sei; höchstens kann er sagen, daß er im Frühling oder im Winter oder zur Zeit der großen Heuschreckenplage auf die Welt gekommen, denn so hatte er wiederholt von seinen Eltern erfahren.)

Anfangs ging alles gut. Wenn ich am Morgen in mein „Sanatorium“ kam, rief mir Monika, die mich beim ersten Schritt erkannte, schon von Ferne zu: „Inkosazana, umuti, umuti bo, Schwester, Medizin, gib mir doch eine Medizin!“ — „Welche Medizin?“ — pflegte ich zuweilen zu fragen. — „O, du weißt es schon! Eine Medizin gegen meine Kopfschmerzen, eine Medizin für meine Augen, und auch noch eine zum Trinken.“ Letztere bestand aus Vermuttee, und dieses Getränk stand bei ihr in hohem Ansehen; denn es war kräftig und stark, man fühlte da ordentlich, daß man etwas zum Schlucken bekam; und hatte sie das eine Täßchen geleert, so konnte sie kurz darauf schon um ein zweites und drittes bitten. Bei mir aber hieß es: „Sparen“, sonst hätte die gute Monika in wenigen Tagen mit meiner ganzen Apotheke aufgeräumt.

Auch mit ihren beiden Leidensgenossinnen harmonierte sie anfangs leidlich gut. Dann aber kamen Klagen: „Monika spricht so viel in der Nacht, sodaß man nicht ruhig schlafen kann! Monika geht, obgleich sie blind ist, so viel umher, wirft dies und jenes um und stoßt überall an!“ . . . Nun gab's Ermahnungen, Zurechtweisungen, zuletzt sogar Drohungen. Die schwerste Drohung war die: man schicke sie wieder heim in ihren alten Kraal. Doch dagegen protestierte unsere Monika ganz entschieden. „Nein,“ pflegte sie zu sagen, „ich gehe nicht mehr fort! Ich habe meine Heimat verlassen und bin nun da; h i e r ist meine Heimat!“

Bald hieß es: „Monika ist irrsinnig, sie hat den Verstand verloren.“ Ihr Zustand besserte sich zwar wieder etwas, doch blieben ihre Geisteskräfte derart geschwächt und verdunkelt, daß sie nicht einmal mehr allein das hl. Kreuzzeichen machen konnte. Jetzt gab sie selber zu, daß sie alt, sehr alt geworden sei und bat wiederholt, man solle den „Baba“, den P. Superior, rufen. Er kam, sprach ihr Mut zu und spendete ihr, da sie von Tag zu Tag schwächer und gebrechlicher wurde, die letzte Delung. Beichten konnte sie nicht mehr, auch trug man Bedenken, ihr die hl. Kommunion zu reichen. Am letzten April 1912 entschlief sie friedlich im Herrn.

Drei Wochen später kam ihr Sohn, der sie neun Monate zuvor sechsstämmig hierher gebracht hatte. Er sagte, er sei im fernen Johannesburg gewesen und komme nun, um uns zu danken für all das, was wir seiner kranken, blinden Mutter getan. Es war immerhin schön von diesem Heiden, daß er in solcher Weise dankte; denn in der Regel nimmt der heidnische Kaffer jede Wohlthat, auch die größte, ohne Dank als etwas Selbstverständliches hin. Unsern eigentlichen Dank erwarten wir allerdings nicht von Menschen, sondern von

demjenigen, der gesagt hat: „Was ihr dem Geringsten von euren Mitmenschen getan, das habt ihr mir getan.“ Wir arbeiten um Gotteslohn.

Dem Gelöbniße treu.

9. Kapitel.

Allethas Grab.

Ich will nicht versuchen, den Schmerz zu schildern, der meine Seele erfüllte, als Alletha ihre Augen schloß zum letzten Schlummer. P. Ignatius aber tröstete mich mit den Worten: „Es ist Gottes Wille, mein Sohn, unterwirf dich in Demut seinen unerforschlichen Ratschlüssen.“ Dann betete er zu Gott: „Herr Jesu Christe, ich beschwöre dich durch dein heiliges, kostbares Blut, vollende das Werk, das du im Herzen dieses Jünglings begonnen und laß seine arme, irrende Seele den wahren Frieden finden!“

Der Missionar wollte Alletha auf der Missionsstation mit allen kirchlichen Zeremonien begraben, ich aber ging darauf nicht ein. „Allethas Jugend und Leid waren der Welt unbekannt,“ entgegnete ich, „so sei es auch mit ihrem Grab.“ — Wir kamen überein, Alletha beim frühen Morgenrot unter dem Joche jener seltsamen Brücke am Eingange des Friedhofes zu begraben.

Der Eremit hüllte die Leiche in ein Stück europäischer Leinwand, von der Hand seiner Mutter gewebt; es war das einzige Andenken, das ihm von der alten Heimat her geblieben war und das er schon seit langer Zeit für sein eigenes Grab bestimmt hatte. Ich selbst bereitete einen Teppich aus Feln und Immergrün und legte Alletha darauf. In ihr Haupthaar flocht ich Rosen und Lilien, und ihren ganzen Leib bedeckte ich mit Blättern und Blumen. Sie lag da wie ein Engel Gottes. Ihre Augen waren geschlossen, die alabasternen Hände wie zum Gebete gefaltet und dazwischen hielt sie ein Kreuzifix aus Ebenholz. Ich habe nie etwas Himmlischeres gesehen; man hätte sie für ein Bild der schlafenden Jungfräulichkeit halten können.

Der Missionar betete die ganze Nacht und ich saß schweigend und sinnend neben der Leiche. Von Zeit zu Zeit tauchte er einen grünen Zweig in geweihtes Wasser und besprengte Alletha mit demselben, dann betete er wieder aus einem großen Buche.

Inzwischen bildete sich ein goldener Streifen im Osten. Die Ströme und Wälder hauchten dicke Nebelmassen aus, die Sperber schrien auf den Felsen, und die Eulen kehrten in ihre Höhlen zurück: für uns das Signal zum Aufbruch. Der Eremit nahm ein hölzernes Kreuz und einen Spaten und ging vor mir her; ich folgte ihm, Allethas Leiche in den Armen. Langsam stiegen wir von Fels zu Fels in die Ebene hinab. O welch' ein trauriger Zug war das!

Endlich kamen wir unter der Brücke an. Ich legte Alletha in dem ausgetrockneten Bette eines Flusses nieder und begann mit dem Missionar für die Tochter der Wüste ein Grab zu schaufeln. Die traurige Erinnerung daran wird mir bleiben bis zum Ende meiner Tage. Als das Grab fertig war, legte ich das Liebste und Teuerste, was ich hienieden hatte, hinein. Ich nahm ein wenig Erde in die Hand, und Tränen entzündeten meinen Augen, als ich die Erde des Schlafes über eine Stirne von achtzehn Frühlingsen austreute, und die Züge Allethas für immer meinen Augen entchwanden. „Lopez“, rief ich aus, „komm und sieh“, wie dein geistlicher Sohn deine leibliche Tochter begräbt,“



Einkauf des hl. Nikolaus.

Verlag, Berlin 68.

und errichtete sodann den Hügel über dem Grabe meiner Braut. Der Priester pflanzte ein Kreuz darüber auf, besprenkte es mit Weihwasser und sprach Worte des Segens. —

Wir kehrten in die Grotte zurück. Ich teilte dem Missionär meinen Entschluß mit, in seiner Nähe mich anzusiedeln. Doch der erfahrene Greis durchschaute die List, welche der Schmerz mir eingab, und erwiderte:

„Madonda, Sohn des Itahisse, da Metha noch lebte, habe ich euch selbst geraten, bei mir zu bleiben; jezt aber ist dein Schicksal geändert. Du schuldest dich deinem Vaterlande. Drum kehre zurück zum Mississippi und tröste deine Mutter, die um dich weinet alle Tage und deiner bedarf in ihrem Alter. Laß dich in der Religion deiner Braut unterrichten und vergiß nicht, daß du Metha versprochen hast, ein guter Christ zu werden. Reise ab, mein Sohn! Gott, die Seele deiner Schwester und das Herz deines alten Freundes werden dich begleiten!“

So sprach der Eremit, und ich mußte ihm recht geben. Als am nächsten Tage die Sonne hinter den Bergen aufging, nahm ich Abschied von meinem edlen Gastwirt. Der gute Vater drückte mich feuchten Blickes an sein Herz und gab mir seinen priesterlichen Segen. Dann schied ich von ihm auf immer. Nochmals wanderte ich zum Grabe Methas hinab. Ich war beinahe versucht, es zu öffnen, um nochmals ihr Antlitz zu sehen, doch eine heilige Scheu hielt mich davon zurück. Mich auf die feuchte Erde niederlassend, verank ich in traurigen Gedanken. — O René, auf dem Grabe Methas habe ich so recht über die Hinfälligkeit alles Irdischen nachgedacht. O wie eitel ist der Menschen Tun und Streben! Viele Tage habe ich bereits gesehen, der Schnee des Alters hat sich auf mein Haupt gelegt, aber ich habe keinen Menschen gefunden, der nicht in seinen Träumen von irdischem Glück getäuscht worden wäre, kein Herz, das nicht seine geheime Wunde trug.

Als schon die Abendröte mit ihrem Purpurglanz den Westen rötete, und die Wälder dunkle, gigantische Schatten warfen, schickte ich mich endlich an, den Ort zu verlassen. Dreimal rief ich Methas Schatten, — und dreimal beantwortete der Geist der Wüste meinen Ruf unter dem Joch der Brücke. Dann sank ich auf die Kniee, umflammerte das Kreuz auf dem Grabeshügel und rief: „Schlafe in Frieden, unglückliches Mädchen, in fremder Erde. Siehe, zum Lohne für all' deine Liebe und Treue verläßt dich nun sogar dein Bräutigam Madonda!“ Dann stand ich auf und riß mich los von diesem Orte der Tränen. —

Der Greis hatte seine Erzählung beendet. Am wolkenlosen Nachthimmel glänzte der Vollmond. Sein sanftes Silberlicht brach sich in den hellen Tropfen, welche über die Wangen der beiden Männer rollten. Leicht glitten die Rähne über die schweigenden Wasser. Ein sanfter Wind blähte ihre Segel und spielte mit den schneeigen Locken des blinden Greises, als habe er Mitleid mit seinen Schmerzen und wolle ihn trösten. Aus den Wäldern aber rauchte es wie die Klage über ein längst verlorenes Gut.

* * *

Viele Jahre waren seit Methas Tod verflossen, da zog eines Tages ein einsamer Wanderer durch das Gebirge, an dessen Fuß die Mission des P. Ignatius lag. Wohl brausten die Stürme durch die mächtigen Wälder, wohl wälzte der Strom seine Fluten wie ehemals dem Meere zu, doch die Menschen, welche einst diese Wildnisse belebten, sie waren nicht mehr.

Der Wanderer mochte das wohl wissen, denn das Schweigen und die Ruhe, welche ihn umgaben, schienen ihn nicht zu befremden; auch bekundete er eine merkwürdige Ortskenntnis, denn nachdem er einige Zeit über die Felsen geklettert, wandte er sich plötzlich seitwärts und schlug einen schmalen Gebirgspfad ein, der sich zwischen überhängenden Felsen hindurchwand und zur

Grotte des Eremiten führte. Sie und da stieg ein Sperber, aufgeschreckt durch die nahenden Tritte, mit heiserem Schrei von den Felsen auf, dann war wieder alles still.

Je näher der Wanderer der Grotte kam, um so langsamer wurden seine Schritte, und als er endlich den Eingang der Höhle vor sich sah, blieb er stehen, kreuzte die Arme vor der Brust und sah mit einem Blick voll tiefer Wehmut vor sich hin. Wohl grünt und blühten die Akazien und Lorbeerbäume, welche die Höhle umstanden, doch der Greis, dessen sorgsame Hand sie einst gepflegt, wandelte nicht mehr unter ihrem Schatten. Die Natur hatte wieder Besitz ergriffen von seiner Wohnung; Dornen und wildes Gestrüpp wucherten auf dem Boden der Grotte, und ein dichtes Schlingengewächs drohte den Eingang zu versperren. Einen Augenblick starrte der Mann in das Dunkel der Höhle, dann trat er hinein, und sank tränenden Blickes zur Erde nieder. — Es war Madonda. —

Schmerzlich bewegt, betrachtete er jene Räume, an die sich für ihn so überaus traurige Erinnerungen knüpften, und Bilder längst vergangener Zeiten zogen wieder gar lebhaft an seinem Geistesauge vorüber. Er küßte den Boden, der seine Metha getragen, dann erhob er sich, brach einen Zweig vom nächsten Strauch und verließ die Höhle. Vor dem Eingang ließ er sich auf ein Felsenstück nieder und verank in trüben Sinnen. — Wo waren doch jene Menschen, mit welchen ihn hier das Geschick zusammengeführt hatte? Sie waren alle tot. Die europäischen Kolonisten hatten die Indianerstämme ungewöhnlich erbittert, und da waren eines Tages die Wilden aufgestanden und hatten alle Europäer samt den neubefehrten Christen ermordet.

Ein Haufe überfiel auch die Mission des P. Ignatius. (Es war zur Zeit, als Madonda auf französischem Boden als Gefangener weilte.) Die rohen Heiden brannten alle Hütten nieder, töteten ihre Bewohner oder schleppten sie in die Gefangenschaft mit sich fort. P. Ignatius wurde mit vielen anderen zum Scheiterhaufen verdammt und unter den gräßlichsten Qualen zu Tode gemartert. Kein Schmerzenslaut kam über die Lippen des Dieners Gottes; mutig ertrug er die grausame Pein, und wie ein zweiter Stephanus hörte er nicht auf, für seine Feinde zu beten. Er tröstete seine Leidensgenossen und frönte sein Tagewerk durch ein herrliches Martyrium.

Wenige Jahre nachher kehrte Madonda aus seiner Verbannung zurück. Er erfuhr das Schicksal seines greisen Freundes und machte sich auf, seine und Methas Asche zu sammeln. Und so finden wir ihn denn heute auf dem Felsen wieder, den einst der Missionär durch seine Werke geheiligt hatte.

Allmählich löste sich sein Schmerz in stille Wehmut auf und er stieg vom Berge nieder, um das Grab seiner Metha zu besuchen. Derselbe Pfad, auf dem er einst ihre entseelte Hülle zur letzten Ruhe getragen, führte ihn wieder hinab und bei der Erinnerung an jenen Schmerzensgang flossen neuerdings seine Tränen. Wenige Schritte noch, und er mußte jene Brücke sehen, unter deren Joch Metha ruhte — doch siehe, die Brücke war nicht mehr; sie war eingestürzt, und ihre Trümmer hatten Methas Grab und einen Teil des indianischen Friedhofes verschüttet. „So mußte mir auch dieser letzte Trost geraubt werden!“ rief er verzweifelt aus und wandte sich weg von diesem Orte des Schreckens.

Er schlug den Weg zum Christendorfe ein. Da bot sich ihm ein neues Bild irdischer Vergänglichkeit dar.

Das Dorf war vollständig verschwunden, der See war ausgetreten und hatte die fruchtbare Savanne in einen Sumpf verwandelt. Nur der alte Lindenbaum stand noch mit dem großen Kreuze darunter, wo einst der Missionar die heiligen Geheimnisse gefeiert hatte. Er näherte sich dem kleinen Hügel, auf dem es stand. Das Kreuz war morsch geworden; zartes Moos bedeckte den unteren

Teil, und eine wilde Rebe hatte ihre Ranken um seinen Stamm geschlungen. Von einer dunklen Ahnung getrieben, grub er am Fuße des Kreuzes die Erde auf und fand die Gebeine eines weiblichen Wesens. Die Reste von einem weißen Tuch und einem langen Schleier überzeugten ihn, daß es die teuren Ueberreste seiner geliebten Aetha waren, die offenbar der Missionar unter



Spinnen und Sinnen. Nach dem Gemälde von E. Rau. Haage, Leipzig-Neuditz, Kohlgrabenstraße 14

jener Brücke ausgegraben und hier neuerdings bestattet hatte. Er hüllte sie in ein mitgebrachtes Bärenfell ein, und verließ dann für immer jene Stätte, wo er einst sein Lebensglück zu Grab getragen hatte.

Madonda kehrte zu seinem Stamme zurück. Methas Gebeine waren ihm das Teuerste, was er auf Erden besaß; nachts legte er sie unter sein Haupt, und süße Träume von längst entschwundenem Glück woben dann ihre Bilder um sein schon teilweise ergrautes Haupt. So lebte er mehr der Vergangenheit als der Gegenwart und für die Zukunft hatte er nur den einen Wunsch, möglichst bald mit Metha vereinigt zu werden. Zuletzt wurde er noch blind und mußte seine alten Tage in ewiger Nacht verbringen.

Kurze Zeit nach jener Jagd, von der wir eingangs unserer Erzählung gesprochen, kam ein katholischer Missionär in jene Gegend. Madonda glaubte nun nicht länger zögern zu dürfen; er nahm das Christentum an und erhielt bei der heiligen Taufe den Namen Antonius. Jetzt konnte er mit dem greisen Simeon sagen: „Nun, o Herr, laßest du deinen Diener in Frieden scheiden!“

Die Scheidungsstunde sollte nur allzu bald schlagen. Ahermals brachen Unruhen zwischen den Europäern und den Indianern aus. Es kam zu einem furchtbaren Blutbad, in dem auch Antonius und sein Adoptivsohn René das Leben lassen mußten. Sie starben gern, denn sie wußten, es gehe der ewigen Heimat zu.

Der Tod trennt die Menschen und vereinigt sie wieder!

Christkindlein und Christbäumchen.

Christkindlein kommt, ist schon auf Reisen;
Bei Kindern kehrt es gerne ein.
Der Stern, der einst geführt die Weisen,
Darf leuchtend sein Begleiter sein.

Christbäumchen steht in meinem Herzen;
Viel bunte Gaben hängen dran.
Doch fehlt noch Licht den kleinen Kerzen. —
Christkindlein, komm' und zünd' sie an!

W. Edelmann.

Gehet zu Joseph!

Von den mannigfachen Berichten über auffallende Gebetserhörungen nach vertrauensvoller Anrufung des hl. Joseph, die uns in jüngster Zeit zugegangen, wollen wir für diesmal bloß folgende mitteilen:

„Nicht wahr, Vater.“ sprach jüngst mein elfjähriger Sohn, „der hl. Joseph hat uns auch diesmal wieder geholfen!“ Er hatte recht; nach Abhaltung einer zweimaligen Novene hatten wir abermals in ganz merkwürdiger Weise die Hilfe des großen Heiligen erfahren. Die Sache verhielt sich das erstemal so:

Ich bin ein einfacher Bauunternehmer auf dem Lande und hatte vor zwei Jahren verschiedene Arbeiten zu einem großen Neubau geliefert. Da kam ich plötzlich nebst anderen Geschäftsleuten in Gefahr, durch Unterschlagung des Generalunternehmers mein Guthaben zu verlieren. Trotz aller möglichen gesetzlichen Schritte hätte ich beinahe all mein Hab und Gut verloren. Not lehrt beten. Ich wandte mich mit meiner ganzen Familie an den hl. Joseph. Das war Mitte Februar 1910. Am siebenten Tag der ersten Novene, die wir hielten, traf schon eine günstige Nachricht ein. Wir begannen sogleich vertrauensvoll eine zweite, und siehe, am 1. März erhielt ich für mich und die anderen Geschäftsleute den vollen

Betrag ausbezahlt. Nachträglich sage ich dem hl. Joseph dafür meinen besten, herzlichsten Dank!

Der zweite Fall lag ähnlich. Ich hatte für einen reichen Herrn eine Villa zu bauen. Alles wurde zur vollsten Zufriedenheit ausgeführt; es kam von allen Seiten Lob, ich erhielt erstklassige Zeugnisse und wurde überall empfohlen. Da plötzlich kam etwas dazwischen. Teure Prozesse schienen unvermeidlich zu sein. Schon hatte ich gerichtliche Schritte getan, als ich wieder meine Zuflucht zum hl. Joseph nahm und zwar mit bestem Erfolg. Am letzten Tag der zweiten Novene war alles glatt geregelt. Die Veröffentlichung im Vergißmeinnicht ist die Folge eines Versprechens.

Künftig mag kommen, was da will, ich baue und vertraue auf den hl. Joseph, bis ich dereinst in einem kleinen hölzernen Bau meine letzte Ruhe finden werde. Gewiß, der hl. Joseph wird mir dereinst auch zu einer guten Sterbestunde verhelfen, denn es ist unerhört, daß jemand umsonst seine Hilfe vertrauensvoll anrufen.“

Eine Abonnentin schreibt: „Ruß ebenfalls dem hl. Joseph meine Dankeschuld abtragen. Ich bin Seminaristin und stehe vor dem Examen. Früher hatte ich mit meinen Studien viel Mühe; trotz allen Fleißes wollte es nicht recht vorangehen. Da nahm ich meine Zuflucht zum hl. Joseph, von dessen Hilfe ich im Vergißmeinnicht so viel gelesen hatte; und siehe, der große Heilige hat mir geholfen. Meine Noten wurden besser, ich bekam neue Freude zum Studium und sehe nun ohne Bangen dem Examen entgegen. Möge mir der hl. Joseph auch künftighin mit seiner mächtigen Hilfe beistehen!“

„Wegen heftiger Kopfschmerzen“, schreibt ein junger Student, „mußte ich mehrere Wochen lang vom Unterricht fern bleiben. Damit kam ich in meinen Studien soweit zurück, daß mein Vorrücken in die höhere Klasse recht gefährdet war. Da betete ich recht vertrauensvoll zum hl. Joseph und zur allerseeligsten Jungfrau Maria; und nicht umsonst, denn als vom Herrn Professor das Schlussergebnis verkündet wurde, vernahm ich zu meiner großen Freude, daß ich unter den Promovierten sei. Ich spreche damit dem hl. Joseph meinen öffentlichen Dank aus und werde auch in Zukunft eine kindliche Andacht zu ihm pflegen. Die Macht seiner Fürbitte bei Gott ist ohne Grenzen.“

Den Genannten schließt sich ein Familienvater an; er schreibt: „Es drohte unserer Familie eine recht unliebsame Verwicklung; ein feindseliger Prozeß mit all seinen schlimmen Folgen stand in Aussicht. — Ich wandte mich an den hl. Joseph und fand Erhörung, ebenso in einem zweiten Falle, bei dem es sich um Genesung eines wertvollen Haustieres handelte. Veröffentlichung war versprochen. Wenn ein schweres Anliegen drückt, gehe nur vertrauensvoll zum hl. Joseph; er wird ihm durch die Macht seiner Fürbitte sicher helfen; ich spreche aus Erfahrung.“

Eine langjährige Abonnentin des Vergißmeinnicht läßt sich also vernehmen: „Auch mir hat der hl. Joseph schon wiederholt in großen und schweren Anliegen geholfen, wofür ich ihm hiemit meinen öffentlichen Dank abstatten will. Der merkwürdigste Fall seiner väterlichen Hilfe war dieser: Mein Mann war so schwer erkrankt, daß der Arzt jede Hoffnung auf Wiedergenesung aufgab. In meiner Not und Herzensangst betete ich mit aller Inbrunst zum hl. Joseph; und siehe, schon nach wenigen Tagen trat eine auffallende Besserung ein. Jetzt ist mein Gatte wieder so vollkommen gesund, daß er ungehindert jeder Arbeit nachgehen kann. Tausend Dank dem großen heiligen Joseph!“

Den Schluß der diesmaligen Berichte bilde der Bericht eines Hochwürdigen Herrn Pfarrers aus W. Er lautet: „In einer wichtigen Angelegenheit nahm ich meine Zuflucht zum hl. Joseph und gelobte im Falle der Erhörung Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht“. Da nun die Angelegenheit tatsächlich einen recht günstigen Verlauf genommen, so beeile ich mich, diesem meinem Versprechen nachzukommen und sage ebenfalls, wie so viele andere Leser Ihres Missionsblattes, dem hl. Joseph öffentlich meinen besten, herzlichsten Dank.“
D'rum gehet alle zu Josef, ihn hat der Herr gesetzt über sein ganzes Haus!

Des Lebens Rätsel.

Nach John Vaughan.

(Fortsetzung.)

Womit sollen wir unsere Erdenpilgerschaft vergleichen? Mit der Fahrt eines Schiffes über das Weltmeer. Die Dampfschraube verursacht ein wenig Geräusch, man sieht etwas Schaum, einen kleinen Wellenschlag in dessen nächster Nähe, und dann ist's vorbei. Das Wasser schließt und beruhigt sich wieder und nach wenigen Minuten findet man von der ganzen Wasserstraße nicht eine Spur.

Was ist dieses Erdenleben? Ein Dunst, der eine Weile in der Höhe schwebt und dann spurlos verschwindet. — Ein Vogel, der mit raschem Flügel Schlag seinen Weg durch die Lüfte nimmt. Wir schauen eine Weile zu ihm auf, dann ist er unsern Blicken entschwunden. Noch bevor wir oft Zeit finden zu rufen: „Da seht, seht!“ — ist er schon von der Finsternis verschlungen. —

Vor hundert Jahren existierte noch keiner von all denen, die diese Zeilen lesen; ich, der Schreiber, auch nicht. Nach weiteren hundert Jahren werden wir alle den Schauplatz dieser Erde schon längst verlassen haben. Das Leben ist wie ein Bindfaden, der zwei Ewigkeiten miteinander verbindet. Hier die Vergangenheit, aus der wir auftauchten, dort die Zukunft, der wir bald angehören werden. Man kann sagen, nur ein Moment trennt uns von ihr, und dennoch hängt von diesem Moment, von dieser im Vergleich zur Ewigkeit winzigen Zeitfrist unsere ganze Zukunft ab. —

Noch manch' andere Frage drängt sich uns auf. Sag' mir, wie kamen wir denn hierher? Daß wir uns nicht selber schufen, ist klar; ja wir wurden dabei nicht einmal zu Rate gezogen. Gott allein konnte uns erschaffen, und er allein tat es auch. Unsere Eltern waren nur seine gebrechlichen Werkzeuge. Frage die Mutter, wie sich bei dir Gebein an Gebein, gefügt, und wie die Nerven, Flecken und Muskeln deines Leibes zusammenwuchsen. Sie wird dir sagen: „Das weiß ich nicht; denn es war nicht mein, sondern Gottes Werk.“ Der Mensch vermag aus sich selbst nicht einmal das kleinste Blümchen hervorzubringen und nicht das geringste kriechende oder fliegende Insekt, um wie viel weniger einen mit einer unsterblichen Seele begabten Menschen. Versammle die großen Männer der Wissenschaft, die Chemiker, Naturforscher und Philosophen und ersuche, sie möchten eine einzige lebende Biene bilden, welche Honig aus den Blumen saugt, oder, wenn das zu viel sein sollte, eine

einzigste Stubenfliege, wie sie dort am Fenster summt, oder einen Apfel, einen Grashalm, ein einziges grünes Blatt. — Ach Gott, da stehen sie mit all ihrer Wissenschaft so ratlos da, wie törichte Schuljungen, und du könntest ebenso gut von ihnen verlangen, sie sollten eine neue Sonne am Himmel aufgehen lassen oder etlich tausend neuer Fixsterne, denn sie vermögen das eine so wenig, wie das andere.

Nein, nicht unseren Eltern, nicht menschlichem Wollen und Schaffen verdanken wir unser Dasein, sondern



Vater, bitte, geh' mit heim zur Mutter!

Gott. Er allein ist unser Herr und Schöpfer. D'rum gehören wir aber auch ihm allein an, viel mehr als das Bild dem Künstler gehört, der es malte, oder die Marmorstatue dem Meister, der ihr Gestalt, Ebenmaß und Schönheit verlieh. O daß wir doch von diesem Gedanken stets recht tief durchdrungen wären! Die höchste aller unser Pflicht ist und bleibt: Gott zu dienen, ihm, unserem absoluten Herrn und Gebieter, und ihn zu lieben als unsern Vater! — (Fortsetzung folgt.)

Missionsvereinigung

der katholischen Frauen und Jungfrauen.

Eine Organisation, die nur in Deutschland und nur für das weibliche Geschlecht organisiert ist, aber allen Missionen der ganzen Welt dienen will, ist die

Missionsvereinigung der katholischen Frauen und Jungfrauen, die 1893 begründet wurde. 1902 erfolgte die förmliche Anerkennung der Missionsvereinigung durch den deutschen Episkopat. Ihr Sitz ist Koblenz, früher Fulda. Die Mittel, welche die Organisation in den Dienst der Missionen stellt, sind: Wort, Schrift, Gebet, Almosen. Durch Versammlungen und Vorträge und durch die Presse wird das Missionsinteresse geweckt. Jedes Mitglied zahlt pro Jahr mindestens 25 M und verpflichtet sich außerdem zu einem Opfer an Zeit und Arbeit, sei es zur Herstellung von Paramenten, Altarsteinen oder von Kleidungsstücken für die neuen Christen oder für die Missionare.

Große Summen werden verwandt zur Ausbildung einheimischer Priesterkandidaten und zum Loskauf von Heidenkindern, noch größere zur Gründung von Kirchen, Hospitälern und Missionsstationen. Die Vereinigung hat einen Kardinalprotektor an der Spitze und untersteht den hochwürdigsten Bischöfen, denen sie über ihre Einnahmen und Ausgaben Rechnung legen muß. Wiederholte Kundgebungen des jetzigen und vorherigen Papstes haben die Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen in ihrem Eifer ermutigt, und ein Schreiben der hochwürdigsten Bischöfe in Fulda 1910 hat ihrem Wirken volle Anerkennung gezollt und gewünscht, daß die Arbeiten in allen Diözesen immer mehr gefördert werden.

Heute umfaßt die Organisation 140 Tausend missionseifrige Frauen und Jungfrauen. In den zehn Jahren seit ihrer endgültigen Konstituierung konnte die Vereinigung alljährlich 10 000 M regelmäßig an die Mission abliefern, daneben noch höhere Gaben.

Oratio

ad obtinendos bonos operarios.

Expectatio Israel, Salvator ejus in tempore tribulationis, propitius de coelo respice, vide et visita vineam istam' rivos ejus inebria, multiplica genimina ejus et per fice quam plantavit dextera tua.

Messis quidem magna, operarii autem pauci. Rogamus ergo te, Dominum messis, ut mittas bonos operarios in messem tuam.

Multiplica gentem et magnifica laetitiam, ut aedificentur muri Jerusalem.

Domus tua haec, Domine Deus, vere sit domus tua. Non sit in ea, quaeso, lapis, quem manus tua sanctissima, non posuerit.

Quos autem vocasti, serva eos in nomine tuo et sanctifica eos in veritate! Amen.

Gebet

um gute Arbeiter im Weinberge des Herrn.

Erwartung Israels und sein Retter zur Zeit der Trübsal, blick gnädig vom Himmel herab, sieh an deinen Weinberg und suche ihn heim; fülle seine Wasserbäche, mehrere seine Sprößlinge und vollende ihn, den deine Rechte gepflanzt hat.

Die Ernte ist zwar groß, aber der Arbeiter sind wenige. Wir bitten daher dich, den Herrn der Ernte, daß du gute Arbeiter schicken mögest in deine Ernte.

Mehre das (gläubige Volk) und erhöhe seine Freude, damit die Mauern Jerusalems erbaut werden.

Dieses dein Haus, o Herr unser Gott sei in Wahrheit dein Haus. Es finde sich in demselben, wir bitten dich, kein Stein, den nicht deine hochheilige Hand gelegt hat.

Die du aber berufen, o Herr, erhalte auch in deinem Namen und heilige sie in der Wahrheit! Amen.

Pharao's „sieben magere Kühe“ in Steinschrift.

Aus Alexandria wird berichtet: Eine Entdeckung von weittragender Bedeutung hat Professor Brugsch gemacht. Es handelt sich um die Auffindung und Entzifferung von Hieroglyphen, die einen profan-historischen Bericht der „sieben mageren Jahre“ enthalten, wie sie Joseph dem Pharao nach dessen Träumen prophezeit hatte. Bisher hatte man außer dem Bericht der Bibel kein glaubwürdiges Zeugnis über die Teuerung in Ägypten; Spuren von Kornkammern, deren Entstehungszeit unsicher ist — das war alles. Aus den Inschriften, die Professor Brugsch entziffert hat, geht deutlich hervor, daß der Bericht der Bibel ein vollständig treuer Bericht der tatsächlichen Ereignisse ist; die Hieroglyphen beschreiben, daß die Ueberschwemmungen des Nil sieben Jahre hintereinander tatsächlich ausfielen, so daß die Ernten vollständig ausblieben und Hungersnot und Seuchen ausbrachen.

Auch die Zeitangabe, die die Bibel macht, stimmt. Bisher hielten manche die Angabe, daß um's Jahr 1700 v. Chr. die sieben mageren Jahre zu Ende waren, für willkürlich; aber die ägyptischen Inschriften bestätigen sie. Nach der Bibel muß Joseph um's Jahr 1729 v. Chr. nach Ägypten gelangt sein; nach einem Jahre wurde er in's Gefängnis geworfen, wo er etwa neun Jahre blieb, ehe er die beiden Hofbediensteten Pharao's den Mundschmek und Bäcker, kennen gelernt. Seine Befreiung trat tatsächlich 1711 v. Chr. ein; Pharao ließ sich von Joseph seine Träume auslegen und gab ihm die Tochter der Vizekanzlers der Universität von Heliopolis zur Frau; im selben Jahre begann er mit dem Bau der Kornhäuser, in denen während der folgenden sieben fetten Jahre das überflüssige Korn untergebracht wurde. Nun folgten die sieben mageren Jahre, deren altägyptischen Bericht Brugsch entdeckt hat. Nach der Bibel endeten die fetten Jahre 1708, und im Jahre darauf wanderten die Söhne Jakobs nach Ägypten, um Korn zu kaufen. 1706 ließ sich die ganze Familie Jakobs im Lande Gosen nieder, und erst um 1700 endeten, hiermit übereinstimmend, nach dem Berichte die sieben mageren Jahre.

Die größten Glocken der Welt.

Es dürfte nicht uninteressant sein, einiges über die größten Glocken zu erfahren. In dieser Beziehung gibt die nachfolgende genaue Statistik ein überraschendes Resultat. Die gewaltigsten Glocken des Deutschen Reiches sind: die Kaiserglocke im Dome zu Köln mit 500 Zentner Gewicht, die großen Glocken im Dome zu Erfurt, 275 Zentner, im Dome zu Magdeburg, 266 Ztr., die zweite größte Glocke im Kölner Dome, 224 Ztr., in der Elisabethkirche in Breslau, 220 Ztr., in der Petri-Paulskirche in Görlitz, 217 Ztr., die Glocken zu Hildesheim

und Halberstadt, jede 170 Ztr., und in der Marienkirche zu Danzig, 121 Zentner.

Außerhalb Deutschlands befinden sich die größten Glocken in Zütphen in Holland, wo die größte eines Glockenspiels von 26 Stück 400 Zentner wiegt, ferner in Olmütz, 358 Ztr., im Stefansdome zu Wien, 354 Ztr., in der Kathedrale zu Paris, 340 Ztr. England dagegen, obwohl dort mehr als in jedem anderen Lande geläutet wird, besitzt keinen solchen metallenen Riesen, und der berühmte sogenannte „große Thomas“ zu Oxford, eine der größten Glocken des Landes, wiegt nur 150 Ztr. Die Glocke, welche im Jahre 1876 Papst Pius IX. auf die Kuppel des Vatikans bringen ließ, wiegt 280 Ztr., und die, welche sich auf dem Turme zu Santiago de Campostella befindet, 300 Zentner, genau ebenso viel wie die große Glocke im Dome zu Mailand. Auch die Schweiz besitzt einige solcher Kolosse; im Münster zu Bern hängt eine Glocke von 240 Zentner Gewicht, und die auf dem Münster zu Schaffhausen dürfte jene an Schwere noch übertreffen. Die größten Glocken der Welt aber besitzt Rußland; die Kaisererglocke zu Moskau, welche freilich aller Wahrscheinlichkeit nach niemals benützt worden ist, hat das kolossale Gewicht von 5400 Zentnern. Sie ist nicht aufgehängt, sondern ruht auf einer Granitplatte im Kreml. Ueberhaupt ist wohl die alte russische Zarenstadt die glockenreichste der Erde; vor dem Brande von 1812 zählte man dort nicht weniger als 1706 Glocken. Wie die Türme, so sind auch die Geläute wieder hergestellt und ergänzt worden, und noch im Jahre 1819 wurde eine Glocke von 1000 Ztr. Gewicht, im Volksmunde schlechtweg „Bolschoi“ der Große genannt, aufgezogen. Selbst China besitzt sehr alte und schwere Glocken; sie haben aber eine von den unserigen abweichende Form, indem sie sich gegen den Schallring nicht erweitern und oben eine Oeffnung haben, wodurch sich der Schall verstärken soll. Die größte Glocke Chinas befindet sich zu Peking; Kaiser Yong-lo ließ sie im Jahre 1403 aus Eisen herstellen und wie alle chinesischen Glocken mit hölzernem Klöppel versehen. Sie hat das bedeutende Gewicht von 1250 Zentnern.

Ein seltener Maßkrug.

In München starb vor einigen Jahren der Bierbrauer Trappentreu, „zum Sternecker“, ein Mann, der sein großes Vermögen auf die freigebigste Weise für Arme, Kirchen und Klöster verwandte, so daß er ein wahrer Vater der Armen war. Als derselbe eines Tages ein sechsjähriges Mädchen, sehr dürftig gekleidet, weinend in eine Ecke des Sartores gefauert, fand, fragte er mitleidig die Kleine, warum sie gar so untröstlich sei; selbe teilte ihm mit, daß man ihre Mutter vor ein paar Tagen beerdigte und der Vater nun selbst krank und sehr dürftig sei; zu betteln traue sie sich nicht, sie sei aber so hungrig.

Der wackere Mann zog die Börse und wickelte der Kleinen eine Münze ins Papier, mit der Weisung, wenn der Vater wieder gut sei, solle sie mit ihm zum Sterneckerbräu kommen. Die Kleine willigte ein und fügte noch bei, daß ihr Vater der „Holzfranzl“ sei.

Nach ein paar Wochen nun traf der geladene Besuch im Zechzimmer ein, und unser Trappentreu, welcher das Mädchen sofort wiedererkannte, rief dem Vater zu:

„Holzfranzl, heut' schenk ich dir ein!“ Gefagt, getan; in kurzer Zeit standen schon zwei Maßkrüge auf dem Tisch, und der Brauherr ermunterte den Gast, ihm Bescheid zu tun. Wer aber beschreibt das Erstaunen des Holzfranzl? Der Krug war übersehwer, und statt des edlen Gebräus blühten ihm lauter Kronentaler entgegen! Der Ueberglückliche kaufte sich im Bayerischen Walde an und betrieb ein einträgliches Holzgeschäft.



Ein firmer Polizeihund.

Bekannter: Nun, Herr Wachtmeister, ist Ihr Nero schon bald firm abgerichtet?

Gendarmeriewachtmeister: Ach, das Hundsvieh — nur zu gut. Hab' ich da gestern einen Dinstgang in einen anliegenden Vorort zu machen und kaufe mir um dreißig Pfennig Schinken bei einem bekannten guten Schweinemetzger. Wie ich nach Hause komme, packe ich aus und esse den Schinken, die Schwarten bekommt der Nero. Kaum hat er ein Stückchen, faucht er zur Türe hinaus, und in einer halben Stunde bringt er den Schinken im Maul, von dem ich um dreißig Pfennig gekauft hatte.

Der Roman eines Kindes.

Wie ein Roman klingt die Geschichte der seltsamen Schicksale, die die kleine Tochter eines russischen Offiziers während des Krieges im Osten von der Seite der Eltern riß, die sie nun, nach Jahren, dank eines glücklichen Zufalls wiederfanden.

Während des Krieges war der Offizier zeitweilig in Laio-Yang stationiert, und hier besuchte ihn seine Frau mit dem kleinen Töchterchen. Sie gerieten in den Strudel unerwarteter Ereignisse, es kam der Rückzug der russischen Armee, und unmittelbar darnach überfielen raubende Tungusen das Haus, in das Mutter und Kind sich geflüchtet hatten. In der Panik wurde das Kind von den Angehörigen getrennt und fiel den Räubern in die Hände. Ein Zufall fügte es, daß dieselbe Tungusen-

bande kurz darauf von einem Detachement russischer Truppen aufgerieben wurde, und unter den Gefangenen fand man auch das kleine russische Mädchen.

Man nahm sich des hilflosen Wesens an. Besonders einer der Soldaten, ein gutmütiger Geselle, namens Grigko, beschäftigte sich mit der Kleinen, beschützte sie mit fast mütterlicher Liebe und als er kurz darauf verwundet wurde, nahm er seinen kleinen Pflögling mit heim nach Moskau. Nachdem der Verwundete genesen war, bemühte er sich, seinen Broterwerb zu finden. Umsonst, nirgends bot sich ihm eine Anstellung und bald geriet er in bitterster Not. Trotzdem kam ihm nie der Gedanke, sich von seinem kleinen Pflögling zu trennen, und was er durch Betteln und kleine Gelegenheitsdienste erwarb, teilte er ehrlich mit seinem Schützling. Aber die Entbehrungen, der Mangel an Nahrung, die Kälte warfen den ehemaligen Soldaten bald nieder, und vor kurzem erlöste ihn der Tod von seinen Qualen. Hilflos blieb das kleine Geschöpf zurück.

Die Eltern der Kleinen hatten inzwischen überall nach ihrem verlorenen Kinde forschen lassen; aber nirgends fand sich eine Spur, und sie mußten zu der Ueberzeugung gelangen, daß das Kind ein Opfer des Lungenüberfalles geworden und gemordet worden sei. Vor einigen Tagen ereignete sich nun vor dem Café Philpoff eine rührende Szene. Vor der Tür hält eine elegante Equipage, ein Offizier springt heraus und ist einer vornehmen Dame beim Aussteigen behilflich. Ein kleines Bettelkind drängt sich ihnen entgegen und streckt flehend die kleine Hand hin. Die Dame öffnet ihr Portemonnaie, um dem armseligen Geschöpf ein Almosen zu reichen. Dabei erweckte ein unbestimmtes Etwas an dem Kinde ihre Aufmerksamkeit. Sie beugt sich nieder, schaut der Kleinen nahe ins Gesicht, nur einen Augenblick — dann aber hört man einen lauten Freudenstrei und die Mutter schloß ihr Kind in die Arme! —

Briefkasten.

Meinen innigsten Dank erstatte ich hiermit jenem „Dienst-mädchen in Korschach“ in der Schweiz für den schönen Ketch, welcher nicht weniger als 250 Fr. gekostet hat. Wirklich eine edle Gabe, aus edlem Herzen geschenkt. Diese opferwillige Person kann versichert sein, daß ich beim hl. Opfer, wenn ich mich dieses Ketches bediene, es nicht veräumen werde, ein andächtiges Memento für sie zu machen. Gewiß wird ihrer eine herrliche Krone im Himmel harren für dieses ihr großes Opfer, welches sie so edelmütig gebracht hat.

P. Manjuet Boll.

Neuburg: Betrag zur Glocke ddb. erhalten.

G. B. in L.: Betrag für 1 Heidenkind „Josef“ ddb. erhalten.

Rimpar: 3 Mk. für Triaschill ddb. erhalten.

M. J. M. Ottobereun: Beitrag für 1 S. „Thaddäus“ erhalten.

Geldsb. aus Gushw. erhalten.

M. Pf. B.: Betrag dankend erhalten.

J. L. M.: 400 Fr. für Triaschill ddb. erhalten.

Angenommen aus B.: 100 Fr. für das große Liebeswerk.

Dankfagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen gingen ein aus:

Adln (mehrfach), Düsseldorf, Borchorn (Luxemburg), Krefeld, Linz a. D., Waderstadt, Heimersheim, Triaschill, Abstell, Gall, Bräun, Bollamarkt, Füllstirgen, Bernwang, Großarl, Linz, Feldbach, Tragwein, Saggau bei Leibnitz, Jakobenz, Wittenbach, St. Gallen, Oberarth, Schwyz, Steinen, Morbach, Juxwil, Churwalden, Perz-nach, Diepoldsau, Feusisberg, Neuentirch, Wil, Zürich, Willisau, Wildhaus, Wohlen, Gansingen, St. Fiden, Appenzell, Rheinau, Steiner, Ruff, Darmstadt, Münster, Dalinghausen, Böfen, Gars-dorf, Olpe, Dorlar, Kirchhundem, Sögel, Krenzan, Bussum, Bortrop, Vippstadt, Rheinbreitbach, Münster, Dären, Billingen, Rheydt, Düsseldorf-Rath, Egnathen, Warenndorf, Mülheim, Osterfeld,

Breitenbruch, Sudarbe, Dären, Köln-Sülz, Bonn, Lette, Rheinberg, Sand b. Berg, Glabbach, Bodenmais, Bounndorf, Rottenburg, Hoch-heim Paulsdorf, Cham, Lochweiler, Waldbrunn, Karlsruhe, Gerds-beim, P. b. W., Wangen, Albenbe, Naderente, Hermannshofen, Rimpar, Steinental, Nürnberg (mehrfach), Jßing, Wittelsheim, Bähl, Hüpfeldt, Schönenbach, Zell, Wallersdorf, Würzburg, Ran-nungen, W., Lohr a. M., München, Epp-risshofen, Steig, München, Borttal, Mondfeld, Trudering, Sindeldorf, Oberurzel, Fort Smith (Ark.), Cleveland (Ohio), Brooklyn (N.-Y.), Weisengott, Freiburg i. B., Würzburg, Niedermannsdorf, Sternberg.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Messbundes sind gestorben und werden dem frommen Gbete unserer Leser empfohlen:

Johann Gerl, Sabach. Georg Bauer und Maria Pauli, Königsdorf. Peter Paul Barth und Katharina Wagner, Benn-weier. Meinrad Kupfer und Kreszenz Wiedemann, Gänzburg. Theresia Kasi, Kleinföb. Christian Imbirl, Döfingen. Theres Schmaus, Pähl. Magdalena Frueht und Georg Heinrich, Würz-burg. Anton Käfer, Kirchenhausen. Schw. M. Villana, Heiden-feld. Maria Karl, Leitersdorf. Josef Anetsberger, Greilsberg. Josef Bauer, München. Johanna Werli, Mienischweiler. Maria Klug, Wagnersfrau, und Kath. Klug, Modlos. Anna Brunner, Desdorf. Joh. Gg. Kraus, Wimmelbach. Josef Sarcmba, Bres-lau. Geisl. Rat Josef Bietich, Neisse. Marianna Paul und Fran-ziska Häfner, Unterbalbach. Amalia de Stalis, Augsburg. Ma-gdalena Welz, Gabsheim. Magdalena Zimmermann, Rhina. Anton Schardt, Predßing. Agnes Martin und Peter Kuhn, Distelhausen. Albertine Hoffmann, Breslau. Brem, Klosteran a. Inn. Robeis, Steinau a. Inn. Anna Brunner, Desdorf. Joh. Georg Kraus, Wimmelbach. Biehler, Salzstätt. Schw. Rigoberta Demald, Waldfassen. Andreas Hecht, Großeniees. Ottilia Schneider, Mitter-teich. Eduard Henzi, Gänzburg. Pfarrer Casutt, Tuggen. Frau Wismer, Wängi. Maria Schmid, St. Friden. Anna Manjer, Gallen. Josef Linke, Weimedel. Friedrich Grießl, Graz. Juliana Hutter, Weiz. Juliana Solderer, St. Lorenzen b. Scheifling. Anna Wuth und Aloisia Moil, Eggersdorf. Josef Klebs, Schludenau. Maria Riener, Mistersheim. Theresia Weisersdorfer, Oberdorf. Jakob Schlagbauer, St. Kathrein a. S. Ant. Baora, Prag. Johann Ruff, Groß-St. Florian. Flora Traumer, Salzburg. Maria Pfister, Feldbach. Anna Maria Wachenhalt, Linz. Franz Rabner und Elisabeth Grüber, Borchdorf. Maria Rinner, Mistersheim. Mathias Döfler, Beer, Tirol. Anton Marz, Dechant, Bad Aussee. Herr Fr. Chregger, Stainz. Katharina Stadler, Mooskirch. Frau Brägger, Kalsdorf. Johanna Ahas, Stainz. Elisabeth Riepl, Linz. Karoline Langer, Rottwil. Klara Brucka, Bistrau. Anna Schweighofer, Wels. Frau Voibl, Ebnsee. Magdalena Sulz-berger, Theresia Pehab, Juliana Steiner, Johann Maier, Johanna Schwab, Maria Dorer, Theresia Damm, Juliana Bizer, Maria Josch, Elisabeth Schu, sämtl. Hans Steiermark. Amalia Baronin Kuchlan, Agram. Kaspar Kneißl, Johansdorf. Josef Ferd. Bender, Dechant, Troppan. Anna Grad, Hirschbach. Anton Strohriegl, St. Andrä Saupel. Josef Duber, Kleinstätten. Juliana Briller, Graz. Jakob Dornauer, Gippach. Anna Wolf, Greifendorf. Anna Brugger, Bozen. Maria Wellbauer, Freiburg. Osterwalder, Parrch, Rapperswil. Ant. Müller, Niedholz. Jos. Mayer-Kaiser, Frei-burg. Andreas Sorg, Miti. Frau Thuring, Dten. Agatha Hager, Järid. Kunigunda Etuehler, Rochester, N.-Y. Gerhard S. Wellig, Kunigunda und Johann Mich. Elig, Cincinnati, Ohio. Hermann Hentchel, Detroit, Mich. Jno Saffer, Verona, Mo. Andrew Reinrobr, Central-City, So. Dak. Anton S. Bauich, Casville, Wis. Bernard und Heinrich Budde, Jersey-City, N.-Y. Johann Grunlich, Bellingham, Wash. Theodor Rau, Sindeldorf. Marg. Holzmann und Anna Bäs, Neufang. Maria Hildebrand, Mörsdorf. Stadtpfr. Jos. Scherer, Billingen. Anton Schelle, Pfarrer, Goppertsweiler. Lona Hümmer, Staffelsheim. Herr Am-rhein, Engelberg. Karolina Wettstein, Fiestsbach. Nikolaus Kus, Wil. Maria Barb. Duelli, Goldenberg. Franz Dom. v. Euv, Schwyz. Josef Köster, Adln. Heinrich Belzer, Grevenbroich. Jakob Bach, Ahmannshausen. Margaretha Marx und Katharina Heuter, Obermennig. Mathäus Bräuer, Greifendorf. Maria Weingartner, Rematen a. Krems. Viktoria Reinprecht, Klagenfurt. Johann Pastollueg, Eibiswald. Anton Ramich, Althreienberg. Maria Jauner, Graz. Herr Scholz, Salzburg. Eleonora Poschl, Linz. Leopold Koppe, Prag. Anna Mathä, Linz. Franz Kaver Schuh, Wien. Hubert Mathie, Imgenbroich. Martha Krügger, Stahle. Wwe. Vogt, Sakven. Gerhard Josef Zimmermann, Dären. Frau Peter Klein, Bonn. Amalie Berg, Beisel. Theodor Licher, Em-merich. Magdalena Augenmeer, Bortrop.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.